Sagen aus dem Paznaun und dessen nachbarschaft


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Sagen

aus dem

Paznaun und dessen Nachbarschaft.

Gesammelt und herausgegeben

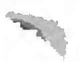
von

Prof. Christian Hauser.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1894.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.



Vorwort.

Wie ich in den letztverflossenen Jahren geraume Zeit während des Sommers im Paznaun [1]) verweilte, so wurde ich unter anderem auch auf die vielen Sagen aufmerksam, welche in diesem bis vor kurzem fast gänzlich abgeschlossenen, idyllisch-schönen Thale sich noch eines lebensfrischen Daseins erfreuen, und alsbald war mein Entschluss gereift, diese nicht selten uralten Phantasiegebilde des Volkes näher zu verfolgen, fleißig zu sammeln und getreu aufzuschreiben. Der kleinen Mühe unterzog ich mich umso lieber, als ich mich dabei recht lebhaft wieder in die selige Jugendzeit versetzt fühlte, wo ich dergleichen mythischen Erzählungen mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte. Das Ergebnis dieser angenehmen Arbeit sind nachstehende Sagen, die eine Unmittelbarkeit der Darstellung anstreben, manch Eigenartiges und viel Anziehendes haben und bisher in keiner Sagensammlung veröffentlicht worden sind. Diese Sagen,

---

[1]) Dieses Thal gehört zur Bezirkshauptmannschaft Landeck und grenzt südlich an das Engadin, westlich an das Montavon, nördlich an das Stanzer- und östlich an das Innthal.

wovon ich die meisten von der Jugend her kenne, wurden mir fast ausnahmslos in dem Paznauner Bergdorfe Langesthei, meiner Geburtsstätte, erzählt. Die Montavoner Sagen (Nr. 20 f., 32, 45, 55 f., 83—86) theilte mir der St. Gallenkircher J. A. Fritz mit, der seit einigen Jahren den Langestheiern die schädlichen Feldmäuse fängt. Die Hinweisungen auf die gediegenen Sagensammlungen von Zingerle und Vonbun-Sander werden hoffentlich Männern, welche das Gebiet der Sage wissenschaftlich bearbeiten, angenehm sein.

Möge der Freund der Alpenländer Tirol und Vorarlberg das vorliegende Büchlein als eine willkommene Ergänzung der beiden genannten Werke begrüßen.

Innsbruck, den 15. September 1893.

Der Herausgeber.

1. Der Zitherspieler.

Stellt man sich zur Zeit des „Schreckläutens“ (in der hl. Nacht zwischen 11 und 12 Uhr) an einem Kreuzwege auf und spielt seine Zither, so kann man unter der Bedingung ein ausgezeichneter Spieler werden, daſs man sich gar nicht muckst, mögen auch wie immer beschaffene Gestalten nahen und einen anreden. So postierte sich jemand einstens während dieses Läutens an dem Kreuzwege unter dem Kirchplatze von Langesthei und fieng zum Zeitvertreib an, seine Zither zu spielen. Alsbald kamen mancherlei dunkle Gestalten auf ihn zu, sprachen ihn an und giengen wieder ihres Weges weiter. Er glaubte unter diesen auch seine verstorbenen Eltern, welche ihn ebenfalls anredeten, zu erkennen. Zuletzt trat noch aus dem schwarzen Zuge der Teufel zu ihm, und wie unser Zitherspieler auch gegen diesen sich wie eine laut- und sprachlose Bildsäule verhielt, so drückte derselbe ihm die Finger so heftig in die Saiten hinein, daſs das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Von derselben Stunde an aber konnte der Mann mit größter Meisterschaft sein Instrument spielen [1]).

[1]) Vgl. die ganz ähnlichen Sagen: „Der Schwegelpfeifer“, bei Vonbun-Sander, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Ausgabe (1889), S. 32 und „Der Spielmann“, bei Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. (1891), Nr. 682.

2. Der Kopflose.

Begibt man sich in der hl. Nacht während des „Schrecläutens" in die Kirche und betet daselbst, so kann man bald sehen, wie ein Zug Opferleute sich durch das Schiff in das Presbyterium hineinbewegt und um den Hochaltar herum- und auf der anderen Seite wieder hinausgeht. Das sind die Leute, welche im künftigen Jahre sterben und zwar in der Reihenfolge, wie sie eben zum Opfer giengen. So verfügte sich voralters jemand — nach der gangbarsten Erzählung war es der Langestheier Messner selbst — in die Kirche, trat in den Chorstuhl und betete daselbst eine Zeitlang. In Bälde wurde es auf der Empore und im Schiffe der Kirche lebendig und sogleich trat ein Zug Opfernder in das Presbyterium herein, gieng um den Hochaltar herum und auf der anderen Seite wieder hinaus ins Schiff, wo dann die Gestalten plötzlich verschwanden. Der Messner erkannte sofort die Personen in dem Zuge, nur der letzte Mann, weil ohne Kopf, blieb ihm räthselhaft. Dieser Kopflose war der Messner selbst, der gegen den Schluss des folgenden Jahres starb, nachdem ihm bereits alle übrigen Opfergänger im Tode vorangegangen waren [1]).

---

[1]) Diese und die frühere Sage erinnern recht lebhaft an die Züge des Nachtvolkes, wie dasselbe im inneren Walgau und Walserthale, im Montavon und Paznaun als wüthendes Heer auftritt. Vgl. die folgende Sage und Vonbun-Sander, S. 20, 28, 29, 32 ff. — „Das Fehlen des Kopfes begegnet in Wodanssagen oft wie in Geistersagen" Zingerle, S. 589. Auch in Nr. 59 erscheint ein Butz ohne Kopf.

3. Der Neugierige.

Aus Ischgl, der stattlichen Metropole des Paznauns, wurde mir folgende Sage mitgetheilt:

Ein Bewohner des erwähnten Dorfes hatte öfters von den Zügen des Nachtvolkes und dessen schöner Musik gehört. Sei es, dass derselbe solchen Mittheilungen keinen Glauben schenken wollte, sei es aus bloßer Neugier, stellte er sich einmal in vorgerückter Abendstunde links auf dem Wege auf, über den, wie er hörte, das Nachtvolk ziehe, und harrte der kommenden Dinge. Nach geraumer Weile vernahm er in der Ferne gewaltigen Lärm, verbunden mit wunderschöner Musik, und alsbald erschien der Zug des Nachtvolkes: voran ein schwarzer Mann, der einen großen Sack auf dem Rücken trug, sodann ein zweiter mit einer Geige; hinter diesem rollte, heftig knarrend, ein Wagen daher, auf dem mehrere schwarze Gestalten standen; schließlich folgte dem Zuge noch ein krummes, buckeliges Männlein nach, ebenfalls mit einem großen Sacke auf dem Rücken. Wie der Zuschauer über dieses possierliche Wesen lachen musste, so hüpfte dasselbe rasch an ihn heran, schlug ihn mit der flachen Hand auf die Achsel und sprach: „Hier ist ein ‚Stock‘ (Baumstrunk), in den muss ich mein ‚Hackli‘ schlagen!“ worauf es hurtig den anderen nachhinkte. Der Mann aber empfand sofort in der Achsel einen heftigen Schmerz, gegen den niemand, auch nicht der beste Arzt, ein Mittel wusste. Zu guter Letzt wandte sich der Arme noch an den Herrn Pfarrer, klagte diesem sein Leid und nannte ihm auch den Anlass, bei dem er es bekommen. Derselbe rieth ihm, er solle im folgenden Jahre zur gleichen

Stunde wieder auf dem nämlichen Wege sich einfinden, jedoch sich auf dessen rechter Seite aufstellen; auf diese Weise dürfte er sein Weh los werden. Der Mann that, wie ihm der Pfarrer gerathen hatte, und wiederum wie das erstemal zog unter großem Lärm das Nachtvolk vorbei, dem das grimassenschneidende Männlein nachhumpelte. Sofort rannte es auf den Beobachter zu, schlug ihn auf die Achsel mit den Worten: „Voriges Jahr habe ich in diesen Stock mein Hackli geschlagen, dieses muss ich heuer wieder mitnehmen!“ und lief fort. Plötzlich war dem Manne der Schmerz in der Achsel wie weggeblasen, dass er gesund und froh nach Hause zurückkehren konnte [1]).

---

4. Das Bichmandli [2]) als Hirte.

a) Im Weiler Außerlangesthei weidete voralters ein „Bichmandli“ zwei Sommer hindurch die Ziegen und zwar zur größten Zufriedenheit der Bauern. Niemals vor- oder nachher gaben diese Thiere so viel Milch, und während der ganzen Zeit, wo dieses Männlein Hirte war, gieng kein Stück aus der Herde zugrunde. Doch hatte das Bichmandli auch seine Grillen, denn es trieb die ihm anvertrauten Ziegen spätabends nur bis zum Kreuze auf dem „Hochegg“ und holte dieselben frühmorgens wieder von dort ab. Für das scheue Hirtlein, dessen nicht leicht jemand ansichtig geworden,

---

[1]) Vgl. Vonbun-Sander, S. 36 ff., Zingerle, Nr. 15, 142.

[2]) Wichtel, Waldmännlein oder Fenk; in Fließ (bei Landeck) heißen diese Männlein „G'wichtle“.

gaben die Bauern jeden Morgen nach der „Road“ (Reihenfolge) die Kost in ein Tüchlein, das sie einer Ziege um den Hals banden; abends war dann dasselbe jedesmal leer. Weil unter den Bauern auch die Rede gieng, das Bichmandli, ihr bester Hirte, den sie je gehabt, der außer dem Mittagessen keine Entlohnung beanspruchte, sei nahezu nackt, so beschlossen sie, von Mitleid gerührt, demselben für das nächste Frühjahr ein rothes Wams machen zu lassen. Das fertige Kleid wurde eines schönen Morgens einer Ziege auf den Rücken gebunden. Kaum hatte das Männlein dasselbe erblickt, so gerieth es ganz außer sich vor Freude, schlüpfte in den neuen Staat, besah sich wohlgefällig darin und rief auf einem Steine vom Hochegg in den nahen Weiler Außerlangesthei hinunter:

„Buibui (Schön) Edelmonn
Hot a roats Röckli on (an),
D'Gaß' hüata numma konn,
I lof dervon!“

Hierauf rannte es fort und kam nicht wieder [1]).

Ähnliche Sagen sind im ganzen Paznaun geläufig.

---

b) Auf der Egg (unweit des Dorfes Kappl) hütete ebenfalls ein Bichmandli die Ziegen, welche es allabendlich nur bis zu den sogenannten „Fanggalöchern“ trieb. Mit einem rothen Röcklein beschenkt, rief dasselbe:

„Hanseli hüatet numma d'Gaß',
Hanseli isch da Gaßa z'wach (stolz)!“

---

[1]) Vgl. „Das Pechmannl zu See“ bei Zingerle, Nr. 97 und „Das Wichtel in Grins“ ebenda, Nr. 92. Ähnliche Sagen auch bei Vonbun-Sander, S. 53, 60 ff.

oder nach einer andern Version:

„I wach Monn,
I numma hüata konn!“ [1]).

---

c) In der Alpe Lorein (bei Galtür) weidete ein Bichmandli mehrere Sommer hindurch die Kühe zur besonderen Zufriedenheit der Bauern und ließ schließlich, nachdem diese ihm ein neues Kleid zum Danke hatten machen lassen, folgende Verse vernehmen:

„I bi (bin) bübü weideli (hurtiger) Ma (Mann),
I nömma hüata ka!“ [2]).

---

d) Auch in der (zu See gehörenden) Alpe Großgfall hütete in alten Zeiten ein solches Männlein die Kühe, welche es auf die gefährlichsten Stellen, auf Felswände u. dgl. trieb, so dass öfter in die Alpe gekommene Bauern meinten, jene müssten todtfallen; doch abends erschienen alle mit ihren bimmelnden Glöcklein in schönster Ordnung bei der Sennhütte, und während des ganzen Sommers war kein einziges „Hopt“ (Stück) aus der Herde zugrunde gegangen. Milch aber gaben damals die Kühe auf dieser Alpe so viel, dass fast nimmer die

---

[1]) Auch in Pasnatsch (bei Ischgl) hütete ein solches Männlein die Ziegen.

[2]) Vgl. hiemit die Reime bei Zingerle, S. 605 Nr. 92. — Über das neckische Wesen dieser Wichteln vgl. ebenda, Nr. 123 f. — Ein Ischgler Bauer stellte, wie mir ein verlässlicher Augenzeuge versicherte, alle Abende nach dem Melken in einen Winkel des Stalles ein Näpfchen mit Milch und Brot für das Bichmandli hin, um so dessen Gunst zu bewahren und dadurch auch im Hause und Stalle Glück und Segen zu haben.

„Göbsen" (flache hölzerne Geschirre, vom lat. capsa) zu zu deren Aufnahme aufzubringen waren.

---

5. Die böse Fenkin.

Ein Büblein hatte sich beim Klaubholzsammeln im Walde ziemlich weit verirrt und befand sich von ungefähr auf der Kuppe eines Felsens. Da trat urplötzlich aus dessen Höhlung ein altes, garstiges Weiblein hervor, blickte zum Büblein empor und sagte: „Was gibst du mir, wenn ich dich von diesem Felsen herunterlüpfe?" Dasselbe erwiderte: „Nichts". Das Weiblein stellte noch zweimal an das Büblein die gleiche Frage, erhielt aber immer dieselbe Antwort. Da hob die Alte das Büblein herunter, nahm es mit sich in die Höhle, sperrte es dort in eine Schweinkofe und fütterte es wie die Schweine mit Spülicht. Dem Büblein kam ein Rechenzahn, den es zufällig bei sich trug, sehr zustatten; denn jedesmal beim Füttern sollte dasselbe durch ein Astloch in der Thüre den Finger herausheben, in den die Alte es geschnitten hätte, um zu versuchen, ob es zum Schlachten bald fett genug wäre. Anstatt des Fingers aber reichte es jenen Rechenzahn der Fenkin, und diese schnitt darein und sagte dabei jedesmal: „Hier ist alles hart wie Bein, da mag es das Mästen noch leiden". Leider aber verlor eines Tages das Büblein seinen Rechenzahn, deshalb musste es der Alten den Finger zum Dreinschneiden bieten. Da versetzte dieselbe: „Büblein, jetzt bist du fett genug". Bald darauf rief dasselbe recht eindringlich: „Nali, Nali (Großmütterchen), lasse

mich für kurze Zeit aus dem Ställchen heraus, ich will dir gern ein paar Läuse suchen!" Die Alte willfahrte seiner Bitte. Als nun das Büblein in der Stube der Alten Läuse suchte, schlief diese allmählich ein, während jenes sich sofort aus dem Staube machte und eiligst nach Hause lief. Gleichzeitig musste für jene ein Mädchen (Tochter der Fenkin?) einen Kessel voll Wasser in der Küche sieden, um in demselben das Büblein zu brühen. Wie die Fenkin, aus ihrem Schlafe erwacht, merkte, dass ihr das Büblein entlaufen wäre, so ergriff sie in ihrem furchtbaren Zorne das Mädchen, weil dieses dasselbe hätte entwischen lassen, und stürzte es statt dessen in das heiße Wasser im Kessel und brühte es [1]).

6. Die eingeklemmte Fenkin.

Ein Imsterberger verfügte sich eines frühen Morgens in den nahen Wald, um Baumstämme zu spalten. Wie er gerade in der besten Arbeit war, kam eine Fenkin zu ihm gelaufen, sah ihm verwundert zu und fragte ihn in ihrer Neugier um dies und jenes. Der Mann kümmerte sich nicht sonderlich um das wilde Weiblein und dessen Geschwätz und gab demselben deshalb kurz gemessene Antworten. Als er wieder mittelst eines Keiles eine Spalte in einen Holzstamm geschlagen hatte, sagte er zur Fenkin, sie möchte die Hand in dieselbe legen. Das Weiblein bedachte sich nicht lange und

[1]) Vgl. hiemit die ähnliche Sage, „Die böse Fenkin", bei Vonbun-Sander, S. 46.

gehorchte dem Manne, worauf dieser heimlich den Keil aus der Spalte zog und so jenem die Finger einklemmte. Dasselbe fieng sofort vor Schmerz zu jammern an und rief:

„O, wea to (gethan)!"

Da erscholl eine Stimme aus dem Innern des Waldes:

„Wear to?"

worauf die Fenkin erwiderte:

„Sall (Selbst) to!"

Da entgegnete das Fenkenmännlein:

„Schoda ho,
I sall to!"

Wie die Fenkin nicht aufhörte zu jammern und zu weinen, rief es nochmals:

„Wear to?"

Da versetzte das Weiblein:

„Mo (Mann) to!"

Auf das kam der Fenk hastigen Schrittes aus dem Walde gelaufen auf den Holzarbeiter zu. Dieser aber hatte rasch die ihm drohende Gefahr bemerkt und eilte aus Leibeskräften seiner Heimat zu, während jener ihm flugs nachfolgte. Zum Glücke erreichte der Mann noch rechtzeitig sein Haus, rannte bei dessen Thüre hinein und schloss diese. Da kehrte das Fenkenmännlein in den Wald zurück, wo es jedoch von da ab nicht mehr zu sehen war [1]).

---

[1]) Vgl. bei Zingerle, Nr. 218 „Saltthon" und Vonbun-Sander, S. 47 „Selbst thun, selbst haben".

7. Das Bergmännlein auf dem Heimgarten.

Im Oberinnthale ist es meistens Brauch, nach Beendigung der Tagesarbeit auf dem Felde und nach eingenommenem Abendessen und Abbetung des Rosenkranzes sich in der Küche um den häuslichen Herd zu scharen, um noch eine, zwei oder auch mehrere Stunden beieinander zu bleiben und gemüthlich zu plauschen. Hier und da in einem Hause, besonders wo frische junge Mädchen sind, finden sich gern die Nachbarn zum Heimgarten ein, und da wird über Verschiedenes gesprochen und geredet, gescherzt und gelacht, zuweilen auch lustige Liedchen gesungen und sich so auf die mannigfachste Weise die Langeweile vertrieben. Öfter findet es der Hausvater für angemessen, an die weit vorgeschrittene Zeit zu gemahnen und die Töchter und Dienstmägde an das Schlafengehen zu erinnern, damit sie wieder am anderen Tage beizeiten bei der Arbeit wären.

Auf einen solchen Heimgarten in Imsterberg kam regelmäßig auch ein Bergmännlein (Fenk), um sich daselbst mit den übrigen Besuchern in der Küche zu unterhalten und sich zu kurzweilen. Was dieses Männlein etwa gewöhnlich gesprochen, davon wusste der Erzähler mir nichts Näheres anzugeben. Nur einmal traf sich der Fall, dass das Bergmännlein wieder in der Küche erschien, um an dem Heimgarten theilzunehmen, als gerade die übrigen Leute eine Menge roher Eier ausgeschlürft und deren Schalen auf die „Herdplatte" gelegt hatten. Da rief das Männlein voll Verwunderung aus:

„I bin so olt und so olt,
Dear (Dieser) Wold neunmol ghockt und wider olt;
So vil Hasele bamma (bei einem) Fuir gor nia gsöcha!“

Auf diese Worte verließ das Bergmännlein rasch die Küche und ward von der Zeit an nie mehr gesehen. Die Hausleute hatten, wie man mir noch mittheilte, noch lange Zeit wirklich Sehnsucht nach diesem Männlein und vermissten sehr seine Abwesenheit auf dem Heimgarten [1].

8. Die Fenken auf Besuch.

Im Piller Walde (bei Fließ) wohnten in einer geräumigen Felsgruft, die noch gegenwärtig gut erhalten ist, zwei Fenken und eine „Fangga“, drei Geschwister. Diese kamen öfter selbdritt oder auch einzeln bei kalter Witterung in das damals allein stehende Haus im Fuchsmoos, setzten sich auf den Küchenherd und wärmten sich. Sie waren wortkarg und beantworteten nur kurz die an sie gestellten Fragen. Eines Tages hatte sich die Fangga allein im genannten Hause eingefunden und saß gerade auf der warmen Herdplatte, als ein Fenke hastig in die Küche rannte und rief: „Geh, Wizi Wuzel, der Wizi Wuzel ist gestorben!“ Die Fangga und ihr verstorbener Bruder hatten nämlich denselben Namen. Da stieg

[1] Dass Fenken beim Anblicke von auf den Herd gestellten Eierschalen in laute Verwunderung ausbrechen und dann auf immer davonlaufen, ist weit verbreitet. Vgl. hierüber Zingerle, S. 610 Nr. 135, Vonbun-Sander, S. 44 f. und das Feuilleton „Der Wechselbalg“, in: „Bote für Tirol und Vorarlberg“ v. J. 1889, Nr. 112.

die Fangga eilends von der Herdplatte herab und sagte im Weggehen zu den Hausbewohnern:

„Hättet ihr mich mehr gefragt,
So hätte ich euch mehr gesagt;
Und wie man aus der ‚Schotta' (Molken)
Hätte Wachs gemacht".

Von da ab ließen sich die Fenken nimmer sehen [1]).

---

9. Die Entführung der Wöchnerin.

Eine Bäuerin hatte nach dem Wochenbette den Weg zur Kirche angetreten, um sich darin vorsegnen zu lassen. Weil dieselbe nichts Geweihtes an ihrem Leibe trug noch bei sich hatte, zudem gegen den bestehenden Brauch ohne alle Begleitung diesen Gang machen wollte, so wurde sie von einer „Fangga" aufgegriffen und entführt oder der vorherrschenden Volsmeinung zufolge zerrissen. Ein kleines Töchterlein der Wöchnerin, das während deren Abwesenheit in die Küche gegangen war, um Wasser zu trinken, kam hastig aus derselben in die Wohnstube gelaufen und rief voll Verwunderung: „Vater, komm doch in die Küche und sieh, welch großen Bart heute unsere Mutter hat!" Der Vater, darüber nicht wenig erstaunt, folgte seinem Kinde in die Küche und musste daselbst zu nicht geringer Bestürzung wahrnehmen, dass statt der lieben Mutter ein hässliches Weibsbild mit struppigem Barte — eine leibhaftige Fangga — beim Herde saß und ihn stier anblickte. Alsbald aber erhob sich

---

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 79 und über die Eigennamen der Fenken Vonbun-Sander, S. 40.



diese von ihrem Sitze, schritt eilends durch den Hausgang bei der Thür hinaus und verschwand. Alles Suchen nach der Bäuerin war vergebens; von der unglücklichen Person war nie mehr eine Spur zu entdecken [1]).

10. Das Venedigermännlein.

In einer Alpe des Thales Verwall weidete ein Hirte einst die Kühe. Er wusste daselbst eine ausnehmend gute Quelle, die er öfters aufsuchte, um seinen Durst zu löschen. Eines heißen Tages ruhte er, nachdem er sich an dem vortrefflichen Wasser wieder gelabt hatte, auf dem grünen Rasen bei der Quelle und aß einen Theil seines mitgenommenen Mittagmahles. Bald darauf kam ein Bettlermännlein und wünschte ihm eine gute Zeit. Der Hirte dachte sich: „Diesem Armen will ich jetzt eine tüchtige Butterschnitte bereiten“. Das Männlein nahm dieselbe mit freudigem Blicke an und verzehrte sie mit großer Esslust. Sodann trat es zu der nahen Quelle, trank davon und nahm aus ihrem Grunde ein Häfelein voll Sand, den es in ein Tüchlein schüttete. Hierauf zeigte es dem Hirten diesen Sand — es war echter Goldsand — und sagte: „Stelle nur das Häfelein unter dieses Wasser, und wenn es mit Sand vollgefüllt ist, dann nimm es heraus und bringe mir dessen Inhalt nach Venedig, wo ich ihn dir theuer bezahlen werde.

[1]) Diese gewiss aus uralter Zeit stammende Sage ist im Paznaun allgemein bekannt. Vgl. mit derselben „Die verschwundene Bäurin“ bei Zingerle, Nr. 59 und „Wildes Weib“ ebenda, Nr. 195. Vgl. auch bei letzterem die Sagen in Nr. 505—508.

Diesen Gefallen erweise ich dir zum Danke für die Butterschnitte". Rasch hatte sich das Männlein entfernt, und der Hirte that, was ihm dasselbe gerathen. Er sah öfter nach, ob sich das Häfelein bald mit Sand gefüllt hätte; allein solange er in der Alpe die Kühe weidete, war dasselbe erst bis zur Hälfte voll geworden. Wie er aber im Spätherbste wiederum nachsehen gieng, da war es bis an den Rand mit Sand gefüllt. Freudig gab er diesen in ein Tüchlein und stellte das Häfelein wieder in die Tiefe der Quelle. Gleich darauf reiste der Hirte mit dem Sande nach Venedig. Hier wanderte er geraume Zeit in den Straßen der großen Stadt herum, bis er endlich vor einen schönen Palast kam. Dort sah gerade ein vornehmer Herr zum Fenster hinaus und rief zu dem Fremdling hinunter, was er feil habe. Als dieser erwiderte: „Goldsand", so berief jener ihn zu sich. Wie dann der Hirte in das Zimmer des Herrn getreten war und demselben seinen Sand gezeigt hatte, so bot er ihm dafür 600 fl. an; doch bemerkte er, er könne noch in der Stadt herumgehen und nachsehen, ob er vielleicht noch mehr Geld für diesen Sand bekomme; wenn nicht, so solle er wieder an ihn sich wenden. Der Hirte hatte den Rath des wohlmeinenden Herrn befolgt, indes niemand wollte ihm mehr als 500 fl. dafür bezahlen. Daher begab er sich wieder zu seinem alten Herrn und ließ sich für den Sand die angebotenen 600 fl. auszahlen. Dabei fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht kenne. Der Gefragte entgegnete, nein, er habe ihn in seinem ganzen Leben nie gesehen. Da versetzte der Herr, er sei jenes Männlein, dem er im verflosse-

nen Sommer in Verwall eine Butterschnitte gereicht habe. Staunend trat der Hirte seinen Heimweg an und war fest entschlossen, sobald er nach Hause gekommen, das Häfelein oftmals unter die genannte Quelle zu stellen. Allein er fand weder Quelle noch Sand mehr, so eifrig er auch darnach suchte und so oft er auch früher bei dieser Quelle getrunken hatte [1]).

11. Der Holzer im Mitterwald.

Eines schönen Sommertages begaben sich frühmorgens mehrere „Holzknechte" in den Mitterwald (etwa 3 km nordöstlich von Langesthei), um Bäume zu fällen und daraus Klötze zu bilden. Wie es Mittag war und die Sonne sehr heiß brannte, da quälte diese Männer ein entsetzlicher Durst, und Wasser war nicht gleich bei der Hand. Da schälte einer mit seiner Axt einen Streifen Rinde von einem Baume weg und schlug in diesen eine kleine rundlichte Öffnung. Hierauf blickte er nach der Alpe Versing, die gerade auf der gegenüberliegenden Thalseite auf der Höhe sich befand, zu den daselbst weidenden Kühen hinüber, und dann trank er aus dieser Öffnung Milch in vollen Zügen und stillte so seinen Durst.

Dieser soeben mitgetheilten Sage ähnelt nun sehr eine zweite, welche mir ein betagter Greis aus Langesthei erzählte. Der Anfang bis etwa zur Mitte ist der-

[1]) Vgl. die schönen Sagen: „Die Spiegel der Venediger", bei Vonbun-Sander, S. 138 ff. und die „Venediger Männlein", bei Zingerle, S. 92 ff.

selbe (nur wird statt des Mitterwaldes der ungefähr 1 $1/2$ km von diesem entfernte Glitterberger Wald hier genannt), die zweite Hälfte der Sage dagegen lautet etwas abweichend:

. . . Die Holzer, von schrecklichem Durste geplagt, drückten, als sie eine Herde Kühe auf der ihnen gegenüberliegenden Versinger Alpe grasen sahen, laut den Wunsch aus: „Hätten wir doch diese Kühe hier zum Melken, damit wir unsern brennenden Durst stillen könnten!" Da schlug ein Knecht zwei Äxte in einen Holzklotz und fieng an deren Stielenden zu melken an. Und siehe, da quoll die Milch in fingersdicken Brünnelein aus denselben hervor und füllte im Nu einen daruntergehaltenen Eimer, so dass alle davon reichlichst zu trinken hatten und sich ihren großen Durst löschen konnten [1]).

---

12. Die schwarze Katze.

Ein Jüngling hatte sich gewaltig in ein schönes Mädchen der Umgebung verliebt und gieng daher öfter zu demselben abends in den Heimgarten. Doch sonderbar schien es diesem Liebhaber, dass ihm auf dem nächtlichen Heimwege stets eine große schwarze Katze bis hart vors elterliche Haus nachfolgte. Zu wiederholtenmalen hatte er versucht, dieses unheimliche Thier zu verscheuchen, doch alle Versuche schlugen fehl. Weil dem Jüngling

[1]) Vgl. die Sagen: „Die Hexe als Melcherin", bei Vonbun-Sander, S. 150 und „Wie Hexen fremde Kühe melken", bei Zingerle, Nr. 748 nebst der Anm., S. 667 f.

schließlich die Sache doch sehr bedenklich vorkam, so erzählte er das Vorgefallene seinem Herrn Pfarrer. Dieser gab ihm den Rath, die Katze, falls sie ihm wieder einmal nachlaufen sollte, zu fangen und dann zu Hause an einen Strick zu hängen. Der Jüngling befolgte dessen Rath, erwischte die Katze, wie sie ihm wieder auf dem Heimwege nachgieng, und band sie vor seinem Hause an einen Strick Als er frühmorgens aufstand und in höchst neugieriger Weise Nachschau hielt, fand er zum größten Erstaunen und gewiss nicht ohne Schrecken seine Geliebte todt an dem Stricke hangend [1]).

---

13. Der verhängnisvolle Kuchen.

Eines Frühlings giengen mehrere Kappler Maurer in die Niederlande, um daselbst Arbeit zu suchen. Unterwegs kehrten sie in einem Wirtshause ein, um etwas auszuruhen und eine kleine Erfrischung zu nehmen, unterhielten sich nach ihrer Art miteinander und sprachen unter anderem auch von verschiedenen Örtlichkeiten ihrer Heimat Paznaun, z. B. von der Alpe Spidur. Ein Frauenzimmer, das zufällig in diesem Gasthause anwesend war, mischte sich in deren Gespräch und sagte, sie kenne Spidur, das sei eine schöne, aber schmale Alpe; auch der Rifflerspitz sei ihr bekannt. Da lachten die Maurer und versetzten ihr, dass sie von jenen Orten wohl keine Ahnung haben könne, weil sie gewiss nie

---

[1]) Die Hexen erscheinen oft in Katzengestalt. Vgl. Zingerle, S. 666 und unten, Nr. 21.

dort gewesen, und hatten sie zum besten. Das Weib aber entgegnete, sie sei bereits vor vielen Jahren als Elster auf einem Schermdache (Stalldache) der Alpe Spidur gesessen, und bat die Maurer, wie sie gerade den Rest ihres von Hause mitgenommenen Mundvorrathes verzehrten, um eine kleine Gabe. Da schenkte ihr einer eine „Kaskűachla" (Käsekuchen). Diese nahm sie an und gieng hastig damit fort. Von dieser Zeit an fühlte sich der Spender des Kuchens nimmer recht wohl. Weil sein Gesundheitszustand sich tagtäglich verschlimmerte, klagte er dies endlich einem frommen Kapuziner und erzählte diesem auch das Erlebnis in jenem Gasthause. Der Kapuziner sagte: „Mensch, du hast höchste Zeit, zu mir zu kommen, denn jenen Kuchen hat das Weibsbild nicht gegessen, sondern irgendwo vergraben und sobald derselbe verfault wäre, würdest auch du verloren gewesen sein!" [1]).

---

14. Der silberne Löffel.

Ein Langestheier, „Simas Andrä", dessen Bruder Josef ich noch gut kannte, hatte sich in Ungarn, wo er in Arbeit stand, in ein schönes Mädchen verliebt, das er häufig besuchte. Als Andrä im Spätherbste in seine Heimat zurückzukehren gedachte und von seiner Geliebten herzlichen Abschied nahm, so gab diese ihm zur bleibenden Erinnerung an sie einen schönen silbernen Löffel

[1]) Dieses Weibsbild war offenbar eine Hexe. Hexen aber soll man nichts schenken. Vgl. Zingerle, Nr. 780 Anm.



mit. Der Maurer schwieg zu Hause lange von diesem Geschenke, doch am hohen Weihnachtsfeste holte er den Löffel aus dem Kleiderschranke und zeigte ihm seiner Mutter, wobei er dieser auch entdeckte, wer ihm denselben verehrt habe. Jene rieth ihm, er solle vorsichtshalber ja nicht selbst zuerst aus diesem Löffel die Speise nehmen, sondern diese früher dem Hündchen, das sie hatten, daraus reichen. Andrä hatte den wohlmeinenden Rath seiner Mutter befolgt. Und siehe, kaum hatte das Hündchen die ihm in diesem Löffel gebotene Nahrung gefressen, so lief es wie wüthend zur Stubenthüre, und als man ihm diese öffnete, rannte es auf und davon bis nach Ungarn zu Andräs Geliebter, wie dieser im kommenden Frühjahre sich überzeugen konnte [1]).

15. Der lästige Käfer.

Schon gar viele Jahre mögen verflossen sein, dass ein Paznauner Maurer, der frohen Muthes aus der Schweiz seiner theueren Heimat zuwanderte, auf dem Wege dahin ein schönes Taschentuch liegen sah. Rasch griff er nach diesem und steckte es in seine Rocktasche. Bald darauf besichtigte er den Fund genauer, empfieng darüber große Freude, warf den Käfer, den er in dem Tuche entdeckte, fort und schob dieses wieder in die Tasche. Doch ein sonderbares Bewandtnis hatte es mit diesem Käfer; denn so oft der Maurer denselben fortgeschleudert hatte, fand er sich immer wieder bei gepflogener Nach-

[1]) Vgl. hiemit „Das Heiratspulver" bei Zingerle, Nr. 755.

schau im Taschentuche vor, so dass der gute Mann alle Freude an diesem sonst schönen Funde verlor und auf Mittel sann, wie er sich dieses lästigen Thieres entledigen könnte. Die Sache aber ward noch bedenklicher. Der Paznauner hatte schließlich in seinem Ärger mehreremale dieses Tuch mit dem Käfer fortgeworfen; indes stets kehrte dasselbe nebst seinem Insaßen wieder geheimnisvoll in des Mannes Rocktasche zurück. Wie derselbe auch in seiner Heimat diesen Versuch, wiewohl vergeblich, wiederholte und niemand ihm zu helfen oder zu rathen wusste, da gieng er niedergeschlagen und traurig nach Imst und klagte hier einem frommen Kapuziner sein Leidwesen. Dieser sagte: „Lieber Mann, das Taschentuch, welches nebst dem unheimlichen Käfer du vom Wege aufgeklaubt und zu dir genommen hast, ist durch dich bereits in dritter Hand; der frühere Finder konnte diesen Besitz noch durch bloßes Wegwerfen loswerden, was bei dir freilich nimmer angeht. Ich gebe dir aber folgenden Rath: „Geh auf den nächsten Imster oder Landecker Jahrmarkt und lasse dieses Tuch im großen Gedränge der Leute recht weit aus deiner Rocktasche heraushängen; vielleicht stiehlt es dir jemand, und dann bist du dessen sammt dem Käfer für immer los.“ Der Paznauner hatte den Rath des Kapuziners befolgt; das Tuch mit dessen Inhalte wurde ihm wirklich im Marktgewühle entwendet und er dadurch von der genannten großen Plage befreit [1]).

[1]) Im Paznaun gilt es mitunter als bedenklich auf der Straße liegende Gegenstände, namentlich Esswaren, aufzuheben und sich anzueignen.



16. Die verzauberte Gemse.

Ein strammer Schütze war im Herbste ins kahle Gebirge gestiegen, um Gemsen zu jagen. Diesesmal aber war er nicht sonderlich vom Glücke begünstigt, da er trotz mehrtägigen Verweilens auf den einsamen Höhen keines einzigen Lieblingsthieres ansichtig wurde. Mit voller Ergebung in sein Missgeschick war er bereits entschlossen, den Heimweg anzutreten, da bemerkte er von ungefähr und nicht allzu fern eine Gemse, die gar keine Miene zur Flucht machte. Der Schütze hatte sich derselben mit großer Vorsicht immer mehr und mehr genähert, indes sie blieb regungslos auf ihrem Platze. Dies kam jenem sehr auffällig vor; daher schritt er behutsam bis zur nächsten Nähe der Gemse vor. Da sah er, wie diese mittelst einer Kette an einen Felsen gebunden war und Thränen ihren Augen entrollten. Von Mitleid gerührt, band er das unglückliche Thier los, worauf dasselbe mit Windeseile entfloh und sofort dessen Blicken entschwand.

Im nächsten Frühjahre machte unser Schütze — wie dies im Paznaun löbliche Sitte ist — eine Reise nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln. Auf dem Wege dahin bog er, müde und matt von der langen Wanderung, in ein Gasthaus ein, um eine kleine Labung zu nehmen. Nur kurze Zeit saß er in der Gaststube, als ihm zur größten Verwunderung reichlichst mit Speise und Trank aufgewartet wurde. Der Gast griff auf wiederholte Aufforderung vonseite der Wirtin tüchtig zu, freilich bangen Herzens, weil die große Zeche, die er zu zahlen haben würde, ihm lebhaft vor Augen

schwebte. Wie er endlich schüchtern nach der Schuldigkeit fragte, so wurde ihm bedeutet, diese Kleinigkeit könne er ja auf dem Rückwege von Einsiedeln begleichen. Der Schütze nahm dies Anerbieten, wenn auch mit einigem Sträuben, an und kehrte auf der Heimreise abermals in dem genannten Gasthause ein, wo er wiederum wie das erstemal besonders gut bewirtet wurde. Als er schließlich die Rechnung verlangte, so trat die große schöne Wirtin vor ihn hin und fragte mit lächelndem Blicke, ob er sie nicht mehr kenne. Der Schütze glaubte, diese Person in seinem ganzen Leben niemals gesehen zu haben, deshalb erwiderte er: „Nein“. Da enthüllte sie ihm, dass sie jene an den Felsen gehängte Gemse sei, der er großmüthig das Leben geschenkt, sonst wäre sie mit Leib und Seele dem Teufel, der ihr jene schwere Strafe für ein kleines Vergehen auferlegt, zum Opfer gefallen. Hierauf erließ die Wirtin dem Schützen nicht bloß die ganze Zeche, sondern spendete ihm noch obendrein einen Beutel voll Goldstückchen mit der freundlichen Bemerkung, das alles sei nur eine Kleinigkeit für den überaus großen Dienst, welchen er ihr damals erwiesen [1]).

---

17. In Eisblöcke verwandelte Hexen.

Ein Bursche hatte sich in ein schönes Mädchen der Umgegend verliebt und fieng allmählich an, dasselbe abends

---

[1]) Diese im Paznaun allbekannte Sage, die ich schon in der Jugend oftmals erzählen hörte, findet sich mit geringer Abweichung auch im Lechthale. Vgl. Zingerle, Nr. 770.

im Hause ihrer Mutter zu besuchen. Alsbald theilte ihm die Geliebte mit, er dürfe alle Abende mit Ausnahme des Mittwochs und Freitags zu ihr in den Heimgarten kommen. Der Bursche hatte längere Zeit dem Wunsche des Mädchens willfahrt; jedoch, von Neugier getrieben, schlich sich derselbe später einmal auch an einem Freitag abends in das erwähnte Haus und verbarg sich unter der Küchenbank. In der Nacht nun kamen Mutter und Tochter in die Küche und hielten miteinander Rath, was für ein Land sie heute gefrören wollten. Dann nahm die Alte ein Fläschchen von einer Stelle an der Wand, gieng mit der Tochter in die Stube und schüttete dessen Inhalt zum Fenster hinaus. Da dachte sich der Bursche: „Wartet, ihr Luder, euch will ich das ‚G'freara' schon verleiden!“ nahm sofort gleichfalls ein solches Fläschchen von der erwähnten Stelle und goss dessen Inhalt zur Stubenthüre hinein. Mit größter Mühe nur gelang es ihm, die Thüre noch rechtzeitig zu schließen, denn seine Finger wären bald an der Klinke angefroren geblieben. Wie der Bursche des Morgens nachsah, was geschehen, starrte die ganze Stube im Eise, aus dem die Alte mit der Tochter wie Blöcke emporragten [1]).

---

18. Hexenfahrten.

a) In den Niederlanden unten äußerten zwei Federträger eines Abends in einem Gasthause, wo sie

---

[1]) Sonst gilt allgemein der Donnerstag als „Hexentag“, wo sie sich die Besuche verbitten. Vgl. Zingerle, Nr. 713 Anm. Vgl. jedoch unten, Nr. 18 c.

sich ganz gut unterhielten, sie würden gern viel Geld geben, wenn sie morgen zum Kirchtag in ihrer über 100 Stunden entfernten Heimat wären. Da sagte ein altes Weiblein, das ebenfalls im Gastzimmer sich eingefunden hatte, das könne ganz leicht ausgeführt werden, und dabei werde ihnen gar nichts Schlimmes zustoßen; sie sollten nur gegen Mitternacht zu ihr kommen. Die Bursche nahmen dies Anerbieten freudig an und trafen wirklich zur festgesetzten Stunde in der Wohnung der Alten ein. Da hieß diese sie rücklings in eine Truhe steigen, und kaum war dies geschehen, begann sofort die windschnelle Fahrt durch die Lüfte, so dass denselben Sehen und Hören vergieng. Nur einmal, als die Hexe mit ihnen auf einer hohen Kirchthurmspitze rastete, wären sie alle drei nahezu abgeschüttelt worden. Wie sie in der Frühe aus ihrem Taumel erwachten und das erste Läuten hörten, da sagte der eine zum andern: „Horche, diese Glocken haben gerade so einen Ton wie die unsrigen zu Hause!“ Und in der That befanden sich die Federträger zu ihrem größten Erstaunen in unmittelbarer Nähe ihres heimatlichen Dorfes.

---

b) Ein Schneider lebte mit seiner Ehefrau in sonst glücklichen Verhältnissen, nur eines fiel ihm auf, dass dieselbe hin und wieder zur Nachtzeit von Hause abwesend war. Daher blickte er, von Neugierde und Ärger zugleich getrieben, einmal des Nachts durch das Schlüsselloch in die Kammer seiner Frau. Diese bestrich sich gerade mit einem Hölzchen, das sie in eine Flüssig-

keit getaucht hatte, einigemale den Rücken, sagte hierauf: „Oben hinaus und nirgends an!“ und war dann im Nu verschwunden. Da nahm der Gatte ebenfalls von dieser Salbe, schmierte sich ein, sprach aber dann: „Oben hinaus und überall an!“ Die Verdrehung des Spruches hatte zur Folge, dass der Meister auf seiner nächtlichen rasenden Fahrt an allen möglichen harten Gegenständen, wie z. B. an den Mauern des Kamins, an allen Zäunen und Sträuchern, Steinen u. dgl. anstieß und sich jämmerlich den Kopf zerschlug. Doch endlich kam er auf einen großen hellbeleuchteten Tanzplatz, der vollgepfropft von Menschen war. Der Schneider traf daselbst auch seine liebenswürdige Ehehälfte sowie andere bekannte Frauenzimmer, die ihn freundlichst grüßten, dass er ebenfalls sich hier eingefunden, und nur bedauerten, dass er so erbärmlich aussehe. „Dem ist leicht abzuhelfen“, erwiderte sogleich seine Frau, nahm etwas Speichel an die Finger und fuhr damit leise über das Gesicht des Mannes, worauf sofort alle Verunstaltung wich. Dann hieß es, jetzt müsse er ihnen zum Tanze aufspielen. Indes der Schneider bat, sie möchten ihn damit verschonen, weil er in dieser Kunst gänzlich unbewandert sei. „Das hat nicht die mindeste Schwierigkeit“, entgegneten demselben die Tänzerinnen und gaben ihm eine Art Harmonika in die Hände. Der Mann spielte wundervoll dieses Instrument, dass er selbst darüber erstaunte und bemerkte, er habe noch niemals in seinem Leben ein so schönes Spiel gehört. Doch wie er einmal gelegentlich seine Augen von der Tanzgesellschaft abwandte, war diese, als er wieder nach ihr sich umsehen wollte, auseinander-

gestoben, und er gewahrte nur noch ein blaues Wölkchen, das vom Tanzboden in die Höhe stieg und im Husch verschwand. Der Schneider hielt jetzt statt der Harmonika eine todte Katze in den Händen, befand sich mutterseelenallein in einer großen Wüste und mußte lange reisen, bis er zu einem Dorfe gelangte. Doch hier wollte niemand seine Sprache verstehen, nur beim Landgerichte konnte man ihm bedeuten, er sei mehrere hundert Stunden von seiner Heimat entfernt. Der Unglückliche wurde auch mit den nöthigsten Reisebedürfnissen versehen, und so trat er betrübten Herzens seinen langen Weg nach Hause an. Mehrmals äußerte er auf der Wanderung, er werde sein Weib erwürgen, wenn er sie noch treffen sollte. Als der Schneider endlich nach vielen Jahren wieder in seine liebe Heimat gekommen war, fand er gerade seine Frau, auf die er furchtbar ergrimmt war, in den letzten Zügen liegend [1].

---

c) Ein Bursche hatte ein Verhältnis mit einem Mädchen, das er öfters abends besuchte. Dasselbe erklärte ihm alsbald, er dürfe alle Tage mit Ausnahme des Mittwochs und Freitags zu ihm kommen. Doch der Jüngling entschloss sich in seiner Neugier, auch einmal am Freitag abends das Haus der Geliebten zu betreten, um zu sehen, was dort geschehe. Er verbarg sich unter der Küchenbank, und nach geraumer Weile erschien die Alte mit der Jungen, nahm einen Tiegel von einem Laden,

[1] Vgl. Zingerle, Nr. 716 ff. — Über Einschmieren mit Salbe vgl. ebenda, Nr. 714 Anm.



beide schmierten sich dann mit einer Salbe den Rücken ein, und mit dem Rufe: „Oben hinaus und nirgends an!“ flogen sie zum Kamin hinaus. Gleich darauf schmierte sich der Bursche ebenfalls mit dieser Salbe ein und nannte dazu den gleichen Spruch wie die Weibsbilder. Sofort trug es ihn mit Blitzesschnelle durch den Kamin und die Lüfte fort bis auf einen starkbesuchten Tanzplatz. Dort erblickten ihn sogleich seine Geliebte und deren Mutter und begrüßten ihn aufs herzlichste. Im Verlaufe der Unterhaltung fragte die Junge die Alte: „Was fangen wir mit diesem Menschen hier an, denn der plaudert uns alles aus?“ Die Mutter entgegnete: „Das Beste ist, wir machen ihn zu einem Esel“. Sofort war die Verwandlung geschehen, der Tanzplatz von den Hexen verlassen, und der Esel, der jedoch den Verstand wie früher als Mensch behalten hatte, befand sich inmitten einer großen Wüste. Er musste nun lange laufen, bis er zu menschlichen Wohnungen kam, woselbst ihn schließlich ein Müller anstellte. Dem Langohr wurde die Aufgabe zugewiesen, Säcke Mehl aus der Mühle zu den Kunden zu fahren und von diesen wieder Korn in dieselbe mitzunehmen. Bei diesem seinem täglichen Dienste begegnete er einmal seiner ehemaligen Geliebten und ihrer Mutter. Da rief jene: „Siehe, der Esel, mein Liebster, ist auch hier!“ Hierauf fragte sie die Alte, ob dieser Esel nicht mehr die menschliche Gestalt zurückerhalten könnte. Dieselbe erwiderte, ja wohl, wenn er bei einer Frohnleichnamsprocession einer reinen Jungfrau den Kranz vom Kopfe reißen und fressen könnte. Das fasste sich der Esel, der in der Nähe stand, gut ins Ohr.

Nur mit Mühe konnte er dieses schöne Fest abwarten. Da drängte sich das Thier von der Weide näher zur Procession, und obwohl es mehrmals mit Fußtritten und Schlägen davon verscheucht wurde, immer näherte es sich wieder und ruhte nicht, bis es ihm wirklich gelang, einer Jungfrau den Kranz vom Scheitel wegzuschnappen und eiligst zu verschlingen. Kaum war dies geschehen, so stand der arme Mann vor der Procession, wie ihn der liebe Gott erschaffen. Darob überkam denselben eine so große Scham, dass er ausrief, er wäre lieber noch sieben Jahre Esel geblieben, als in einem solchen Zustande vor einer Procession sich zeigen zu müssen [1]).

---

19. Der nächtliche Ritt.

In einer Schmiede waren zwei Gesellen angestellt, welche dieselbe Arbeit und Kost hatten und das gleiche Bett miteinander theilten. Gleichwohl sah der Geselle, welcher des Nachts vorn im Bette lag, viel blasser und magerer aus als der andere. Das fiel dem letzteren auf, und weil er sich dies nicht erklären konnte, so fragte er einmal seinen Kameraden: „Warum ist dein Aussehen so leidend und angegriffen? Wir haben doch die gleiche Arbeit zu verrichten und bekommen dasselbe Essen! Nenne mir doch den Grund hievon!“ Jener entgegnete: „Solltest nur du zur Nachtzeit thun müssen, was ich thue, so würdest du gewiss auch kein besseres Aussehen haben als ich.“ Da fragte ihn der andere: „Was musst denn du bei der Nacht thun?“ Jetzt entdeckte der blasse

[1]) Vgl. die ähnliche Sage bei Zingerle, Nr. 756.

Bursche dem Fragesteller, dass er alle Nächte als Pferd dienen und jemanden herumtragen müsse. Da sagte der andere: „Gut, heute Nacht legst du dich an meinen und ich an deinen Platz im Bette“. Das geschah. Auf einmal in der Nacht erschien in der Schlafkammer ein Weibsbild, rüttelte den vorn Liegenden und sprach: „Steh auf!“ Sofort erhob sich dieser von seinem Lager, und wie ihm das Weib einen Zaum anlegen wollte, riss er diesen ihr rasch aus den Händen und legte ihn dem Frauenzimmer selbst an. Da flog er im Nu auf des in ein Pferd verwandelten Weibsbildes Rücken wie rasend durch die Lüfte, bis er zu einem herrlichen Palaste kam, der in vollem Lichtglanze strahlte. Da stieg der Reiter ab, band das Geisterpferd an eine Säule und trat in den prachtvollen Palast, wo sehr viele Gäste versammelt waren, die sich an Speise und Trank labten und dann dem Tanze huldigten. Nach einer Weile brachte eine Person ein großes Buch, in das sich alle eintrugen. Als man zuletzt dasselbe auch dem Gesellen vorlegte, schrieb dieser den Namen Jesus hinein. Sofort war die ganze Gesellschaft verschwunden, und statt des Palastes stand eine alte Sennhütte da. Der Geselle ritt wieder auf dem Pferde in die Schmiede zurück und beschlug dasselbe noch vor dem Schlafengehen mit feurigen Eisen. Des Morgens war die Frau des Schmiedes schwer krank, wie es im ganzen Hause lautete, und als dieselbe auch unser Geselle, freilich nicht ohne große Neugier, besuchte, fand er sie mit glühenden Eisen an Händen und Füßen [1]).

---

[1]) „Hexen begegnen als Pferde und werden beschlagen“.

20. Die zwei Hexen im Cavatal.

Der Weiler Cavatal liegt am linken Ufer der Ill, gerade dem zur Pfarre St. Gallenkirch gehörenden Dorfe Gortipol gegenüber, und besteht aus mehreren verstreut gelegenen Häusern. Eines davon, ziemlich weit von den übrigen entfernt, bleibt schon seit längerer Zeit unbewohnt. Nach einem in St. Gallenkirch allgemein verbreiteten Gerüchte lebten in diesem unheimlichen Hause ehedem zwei alte Weibsbilder, welche die ganze Gemeinde für Hexen hielt. Dies ist nicht gar so lange her, denn die Mutter meines Erzählers, welche im Jahre 1851 das Zeitliche segnete, hatte dieselben noch ganz gut gekannt. Weil in dem ebenfalls an der Schattenseite liegenden Maisäß Grandau noch heutzutage fast jedes Jahr einzelne Rinder oder Kühe insoweit erkranken, dass sie Blut harnen — truaba heißt dies der Montavoner Bauer —, so behaupten manche Leute, diese Krankheit rühre von den genannten Hexen her, welche diesen Maisäß verwünscht und verflucht hätten, weil man ihre Ziegen nimmer bei der Herde geduldet.

Indes man spricht gewöhnlich nur von alten Hexen, als wenn es keine jungen gegeben hätte. Unsere zwei Hexen waren auch einmal junge und schöne Mädchen gewesen. Ein strammer Gortipoler Bursche hatte sich in die ältere verliebt und besuchte sie öfter im Heimgarten, ohne dass er von ihrer Teufelskunst die mindeste

---

Zingerle, Nr. 698 Anm. — Schreibt jemand in das „Teufelsprotokoll" heilige Namen, so zerstiebt der Hexentanz. Vgl. Zingerle, Nr. 713 Anm., Nr. 741 f. Anm., Nr. 760.

Ahnung gehabt hätte. Da war der „Funka-“ oder „Küachlisonntig“ (der erste Fastensonntag) gekommen, an dem man im Montavon ebenso wie in dem benachbarten Paznaun verschiedenartige Kuchen („Küachli“), Krapfen und Strauben zum Nachtmahle bäckt, worauf die ledigen Burschen noch gern zu den hübschen, lebensfrohen und unterhaltenden Mädchen des Dorfes oder dessen Nachbarschaft auf den Heimgarten gehen. Der Gortipoler hatte sich schon nachmittags, wie das gleichfalls üblich ist, in dem etwas anrüchigen Hause seiner Geliebten im Cavatal eingefunden. Diese war gerade mit „Küachlibacken“ in der Küche beschäftigt, während ihre jüngere Schwester in dem nahen Stalle das Vieh versorgte. Der Bursche wartete lange in der Wohnstube, bis sein heißgeliebtes Mädchen kommen und ihm traute Gesellschaft leisten würde. Doch alles Warten schien ihm diesmal vergeblich. Da trat er, von Ungeduld und Langweile getrieben, leise in den Hausflur hinaus, in dessen unterer (der Stubenthüre gegenüberstehender) Wand ein Fensterlein angebracht war, durch welches man gerade auf den Küchenherd sehen konnte. Der Gortipoler blickte neugierig durch diese Öffnung und bemerkte zu seiner größten Verwunderung, wie seine Geliebte die gebackenen Küachli mit dem „Küachlispiß“ einzeln aus dem heißen Schmalze nahm und gegen den Kamin emporhielt, worauf sie dann dieselben in einen bereitstehenden Teller legte. Der Bursche, dem diese Art des Küachlibackens höchst sonderbar und verdächtig vorgekommen sein mochte, zog sich unbemerkt in die Stube zurück und spürte in sich zum Küachliessen keine Lust mehr. Wie daher in

Bälde die Geliebte mit einem Teller voll Küachli eintrat und ihn einlud, dieselben zu essen, so schützte er plötzliches Unwohlsein vor, so dass er es nimmer wage, die angebotenen Küachli zu verzehren, vielmehr sich genöthigt sehe, sofort nach Hause zu gehen. Dem Mädchen gieng, wie es den Anschein hatte, diese Unpässlichkeit ihres Liebhabers nicht sonderlich zu Herzen; sie packte einfach die Küachli in sein Sacktuch und schob sie ihm in die Rocktasche. Der Bursche nahm kühlen Abschied und begab sich auf den Heimweg.

Unterwegs traf er die ihm wohlbekannte Magd des Gortipoler „Herrn" (Expositus), welche soeben dessen Vieh zu füttern willens war. Er trat mit ihr in den Stall und ließ hier alsbald die Bemerkung fallen, er habe heute von seinem Mädchen im Cavatal Küachli zum Mitnehmen bekommen, welche ihm durchaus nicht gefielen; er fragte sie, ob er dieselben nicht dem Schweine zum Fraße geben dürfte. Natürlich wurde ihm dies ganz gern erlaubt. Da packte er die verdächtigen Küachli aus und warf sie dem Schweine in den Trog. Dieses fraß eines nach dem anderen mit ungewöhnlicher Gier, und als es alle verschlungen hatte, verlangte es mit größtem Ungestüm noch mehr zum Fraße. Plötzlich rannte es wie „besessen" in seinem Koben herum, hüpfte sodann über die Bretterwand in den Kuhstall und schoss mit Windeseile bei dessen halbgeöffneter Thür ins Freie hinaus. Von hier lief es, schrecklich grunzend, fort, setzte über die Ill und eilte wüthend nach dem Hause, von dem die berüchtigten Küachli herrührten. Doch die Thüre war fest verriegelt, dass es nicht eindringen konnte. Da

lief das Schwein rasend um das Haus herum, suchte mit aller Gewalt an dessen Wänden auf das Dach zu klettern und ruhte nicht, bis es verendete. Auf diesen Vorfall hin trug der Gortipoler Bursche kein Verlangen mehr, dieses teuflische Haus im Cavatal nochmals zu besuchen, und ließ seine Geliebte für immer fahren.

Nach dem Tode dieser zwei Hexen blieb ihr verrufenes altes Haus öde und verlassen. Nur vorübergehend hätten sich später zuweilen Buben und Mädchen in dieser Hütte eingefunden, um daselbst, geschützt vor der Öffentlichkeit, ihre ortsüblichen, damals nicht mehr gerne geduldeten Tänze aufzuführen. Bei dieser Gelegenheit sei einmal des Nachts ein „Hedox" (Eidechse) über die „Schwergla" [1]), woran die „Lutscherna" hieng, beständig auf- und abgekrochen, und alle Versuche, dieses sonst so flüchtige, damals aber so kecke Thierchen zu verscheuchen, seien misslungen [2]).

---

21. Die Mühle bleibt stehen.

Zu Inner-Bartholomäberg (Montavon) wurde dem Müller öfter, wann er beinacht zu mahlen hatte, die mit Wasser gefüllte Rinne vom Mühlrade fortgestoßen, worauf die Mühle stehen blieb und jener die Arbeit einstellen musste. Das verdross denselben ge-

[1]) Drehbare hölzerne Vorrichtung zum Aufhängen der „Lutscherna" (lat. lucerna).

[2]) Diese sowie die folgenden Sagen in Nr. 32, 45 und 86 wurden von mir bereits mitgetheilt in der Alemannia, Jahrg. 19, S. 42 ff.

waltig, und wie sehr er auch sich Mühe gab, den Thäter konnte er nicht entdecken; nur einmal gewahrte er, wie eine Katze mit Blitzesschnelle an ihm vorüberhuschte und sofort verschwand, während gleichzeitig wieder die Mühle zu klappern aufhörte. Da dachte sich der Müller: „Gewiss, du bist der Bösewicht, der mir immer die Mühle stellt. Warte, Bestie, dir will ich das Handwerk schon legen!“ und die folgende Nacht lauerte er, mit einem Kreuzbeilchen versehen, unbemerkt in der Nähe der Maueröffnung, durch die man mittelst einer kleinen Eisenstange die Wasserrinne auf das Rad hin- und von diesem wieder fortschieben konnte, auf den Frevler. Gegen 12 Uhr bemerkte der Müller, wie eine große schwarze Katze in die Mauerspalte hüpfte, sich wie ein Eichhörnchen auf die Hinterpfoten stellte und eben sich anschickte, mit den Vorderpfoten die genannte Stange fortzustoßen, um so die Mühle zum Stillstande zu bringen. Im Nu eilte der Mann heimlich hinzu, schlug mit dem Beilchen auf das Thier und traf dieses an der rechten Tatze. Sofort war die Katze verschwunden, während etwas, wie er deutlich hörte, in die „Radstube“ hinabfiel. Er suchte sogleich nach und fand alsbald einen funkelnden Ring, der an einem Frauenfinger steckte. Wie der Müller in der Frühe diesen seinem Weibe zeigte, so glaubte es die Person, der dieser Ring gehöre, zu kennen. Und in der That, sie hatte sich nicht geirrt, denn bald wurde es ruchbar, dass einem Weibe in der Gemeinde der Ringfinger fehle [1]).

[1]) Weit verbreiteter ist die Sage vom Müllerburschen, der seiner Meisterin, die als Katze umgieng, eine Hand abhieb.

22. Der gelöste Bann.

In der Langestheier Alpe Kleingfall waren voralters zwei Hirten angestellt, die auch mehr als Fünfe zählen konnten. Eines Tages trieben sie die ihnen anvertraute Herde Kühe zuunterst in die Alpe auf die Weide, von wo man sehr gut auf die Stanzerthaler Straße hinabsehen konnte. Hierauf ließen sie sich auf den grünen Rasen nieder und ruhten aus. Wie sie von ungefähr in die Tiefe des Thales blickten, kam auf einmal ein stattlicher Reiter in vornehmer Kleidung auf der Straße dahergeritten. Da sagte der eine — es war der „Kleinhirte" — zum andern: „Sollen wir diesem Herrn nicht das Pferd „g'stellen" (bannen)?" Der Großhirte aber erwiderte, er solle das bleiben lassen. Trotzdem murmelte der Kleinhirte einige Zauberworte dahin, durch welche das Pferd sofort an die Stelle gebannt war. Flugs aber stieg der Reiter ab, zog seinen Mantel aus und schlug mit der Peitsche tüchtig auf diesen. Darauf schwang er sich wieder behend aufs Pferd und ritt weiter. Dem Kleinhirten aber ergieng es diesesmal mit seiner „Kunst" äußerst schlimm; denn in dem Augenblicke, wo der Reiter mit der Peitsche seinem Mantel diese wuchtigen Hiebe versetzte, ward auch der Bursche von unsichtbarer Hand erfasst, in die Höhe gehoben und schrecklich geschlagen, dass er erbärmlich weinte und weh-

---

Vgl. Zingerle, S. 666. — Auch im Paznaun wurde mir eine solche Sage mitgetheilt, nach der der Geselle seiner Meisterin ebenfalls mit einem Kreuzbeilchen die Hand abhieb. — Geweihte Sachen, das Kreuzbeilchen sowie Kupfer überhaupt widerstehen dem Zauber. Vgl. Zingerle, Nr. 791 f. nebst der Anm.

klagte, worauf er urplötzlich auf immer verschwunden war. Der Reiter hatte es eben verstanden, den Bann des Hirten zu lösen [1]).

23. Der vereitelte Überfall.

Der Herr Curat von Ladis, namens Romanus, hatte in Fließ (bei Landeck), seinem Geburtsdorfe, wo er mehrere Jahre als Cooperator gewirkt, ein Guthaben von 900 fl. stehen. Als ihm berichtet wurde, er könne jetzt dasselbe abholen, so gieng er in Begleitung seiner Häuserin nach Fließ und nahm daselbst das Geld in Empfang Mit der Rückreise nach Ladis aber hatte der Curat keine besondere Eile, obwohl die Häuserin ihn öfters ersuchte, er möchte beizeiten Fließ verlassen, um nicht mit einer so großen Geldsumme auf dem Wege von der Nacht überrascht zu werden. Mehrmals entgegnete er seiner Magd: „Dränge doch nicht so sehr mit der Abreise, es geschieht uns ja nichts!“ Endlich waren beide von Fließ weggegangen und kamen bei einigem Mondscheine gegen die Pontlazer Brücke. Bei dieser sahen sie zwei große Männer stehen, mit tüchtigen Knütteln in den Händen. Da schalt die Häuserin den Curaten, dass er sich nicht früher auf den Weg gemacht, und wollte zurücklaufen. Er aber sagte: „Geh doch mit mir, es kann uns ja nicht das Mindeste zustoßen!“ Hierauf schritten sie an den Männern vorbei, welche regungslos dastanden; der Curat hatte sie eben gebannt.

[1]) Über stellen, festmachen, bannen vgl. Zingerle, Nr. 769 nebst der Anm., Nr. 772, 774 und unten, Nr. 23.

In Ladis angelangt, ließ er sechs Männer zu sich in den Widum berufen und befahl ihnen, die zwei Gauner von der Pontlazer Brücke abzuholen und zu ihm zu führen. Sie kamen dem Befehle nach, und als sie gegen die erwähnte Brücke schritten, begegneten ihnen die zwei Männer — der Curat hatte sie inzwischen wieder vom Banne gelöst — und giengen willig mit in den Widum, wo der Curat den Gaunern, die er wohl kannte, den schärfsten Verweis gab, so dass sie niemals mehr wagten, zu einer so ruchlosen That zu schreiten.

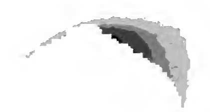
24. Der dreibeinige Hase.

Als eines Tages einige Burschen beim Korndreschen ausruhten, verfielen sie auf den unseligen Gedanken, wie das „Aufhenka" eigentlich sein müsste. Alsbald war der Beschluss gefasst, jemanden von ihnen an einer leichten Schnur aufzuhängen, aber dann gleich wieder loszubinden. Kaum hatten sie einen Kameraden, welcher dazu seine Einwilligung gegeben, aufgehängt, als sofort ein dreibeiniger Hase auf die Tenne hereingelaufen kam und im Nu wieder über dieselbe hinausrannte. Da stürzten die Burschen, ihres hängenden Kameraden vergessend, dem Hasen nach und verfolgten diesen, konnten ihn aber nicht einfangen. Als sie zurückkehrten und dem unglücklichen Kameraden rasch die Schnur abschnitten, so war dieser bereits todt. Der dreibeinige Hase, der auf die Tenne hereingelaufen kam, war eben der Teufel[1]).

[1]) In anderen Sagen verwandeln sich Hexen in Hasen. Vgl. Zingerle, Nr. 803 und dessen Anm. zu Nr. 802. Über Geister als Hasen vgl. ebenda, Nr. 335.

25. Die Teufelsbeschwörung.

In dem kleinen Weiler Obermahren (bei Kappl) verabredeten sich einst mehrere Männer, die im Heimgarten beisammensaßen, den Teufel zu beschwören, dass er komme und ihnen Geld bringe. Zu diesem Zwecke zogen sie auf dem Stubenboden einen großen Kreis, setzten sich in dessen Peripherie und riefen mit lauter Stimme: „Teufel, bring' uns Hunderttausend hiesiger Münze!" Da wälzte sich plötzlich ein großmächtiger „Wurm" (Lindwurm) von scheußlicher Gestalt bei der Thüre herein und schlang sich rings um den Kreis, so dass er die vor Schrecken bleichen Männer umgab. Alsbald erschien auch der Gottseibeiuns mit einer großen Kiste Geld, stellte diese in die Mitte des Kreises und setzte sich darauf. Jetzt vergegenwärtige man sich die entsetzliche Lage, in der sich die bedauernswerten Männer befanden: sie sind umringt von der grauenvollen Schlange, so dass ihnen jegliche Aussicht auf ein Entfliehen benommen ist, und in ihrer nächsten Mitte sitzt der leibhaftige Satan auf der verhängnisvollen Kiste und wähnt sich bereits im sichern Besitze seiner Opfer. Die Obermahrner Bauern konnten durch Beschwörung den Teufel wohl zwingen, zu kommen und Geld zu bringen, sie wissen sich jetzt aber keinen Rath, sich denselben wieder vom Halse zu schaffen. Sicherlich wäre es um sie alle geschehen gewesen, hätte sich nicht zu ihrem Glücke noch jemand im Hause befunden, der die schauerliche Lage der todtenblassen Männer beim Eintritte in die Stube gewahrte. Sofort eilte derselbe flugs in das Dorf Kappl und rief den Herrn Curaten zu Hilfe. Dieser war eiligst in die



Stube gekommen, überblickte rasch die gefährliche Lage der armen Männer und beschwor den Satan zu weichen. Dieser nahm die Kiste Geld und verließ — wie auch die schauerliche Schlange — unter schrecklichem Lärm und Zurücklassung eines abscheulichen Schwefelgestankes das Haus, und die Männer athmeten wieder frei auf und waren herzlich froh, für diesmal noch mit heiler Haut davongekommen zu sein. Später aber ließen sich's die Obermahrner Bauern nie mehr beifallen, durch Beschwörungen den Teufel Geld bringen zu machen [1]).

---

26. Der schwarze Hund.

Ein Paznauner Maurer, der bei einem Schweizer Wirte in Arbeit stand, hatte außer anderem auch auf dem Dachboden des Hauses Ausbesserungen zu machen. Wie er eines Abends nach Einstellung der Arbeit sich eben anschickte, die „Dilla“ (Diele) zu verlassen, so gewahrte er auf derselben einen großen schwarzen Hund mit grimmig funkelnden Augen, der in ruhender Stellung einen „Fünflibr“ (Fünflirestück) nach dem andern spie und bereits einen beträchtlichen „Schober“ (Haufen) solchen Geldes vor sich liegen hatte. Der Maurer war in die Gaststube getreten, setzte sich zu Tische und nahm das für ihn bereitstehende Mahl zu sich. Mittlerweile erschien auch der Wirt und fragte ihn unter anderem, ob er auf der „Dilla“ droben nichts beobachtet hätte.

---

[1]) Diese Sage wurde von mir bereits in der „Alemannia“, Jahrg. 17, S. 267 f. mitgetheilt. Vgl. auch Zingerle, Nr. 684 und 687.

Der Arbeiter, ohne sich lange zu besinnen, verneinte die Frage. „Wahrscheinlich würde es demselben“, so meinte der Erzähler dieser Sage, „nicht gut ergangen sein, wenn er den wirklichen Sachverhalt verrathen hätte“. Wie der Maurer am folgenden Tage wieder auf den Dachboden zur Arbeit gieng, so waren Hund und Geld verschwunden. Indes jener hatte alle Lust verloren, noch länger in diesem nicht „geheuern“ Hause zu arbeiten, und ergriff mit Freuden die nächstbeste Gelegenheit dasselbe zu verlassen [1]).

27. Der Schimmelreiter.

Franz Pöll, gebürtig aus Langesthei und gegenwärtig Müllermeister daselbst, war zwei Jahre in der oberen Letzer Mühle Geselle, um das Müllerhandwerk zu lernen. In dieser seiner Eigenschaft hatte er auch manche auswärtige Geschäfte für die Mühle zu besorgen, Mehl zu den Kunden zu führen, Korn von diesen zum Mahlen in Empfang zu nehmen u. dgl. Eines Abends gab der Meister dem Pöll den Auftrag, noch einen Sack Mehl, der für ein Kirchenalmosen bestimmt sei, mit dem Pferde in das Dorf Zams (bei Landeck) zu befördern. Der Geselle that, wie ihm befohlen war, und hatte den Sack Mehl an seinem Bestimmungsorte abgegeben. Wie er nun auf dem Heimwege über die Zamser Innbrücke fuhr, sah er einen Reiter auf einem Schimmel

[1]) Sonst gibt es zahllose Sagen von schatzhütenden Hunden. Vgl. Zingerle, Nr. 612 Anm. Der Teufel als „Hund“, „Höllenhund“, kommt früh vor. Vgl. ebenda, Nr. 659 Anm.

die Straße durch das Ried heraufkommen, an der Brücke und dem Weiler Letz vorbeireiten und den Weg (die ehemalige Straße) nach Perjen einschlagen. Dies war in der zweiten Hälfte des August 1846, ungefähr um 9 Uhr abends, während der Mond durch leichte Wolken schimmerte. Pöll, ein unerschrockener Bursche, machte sich nichts aus dieser Erscheinung, sondern meinte, es sei dieser Reiter ein Landecker Herr gewesen, wie denn solche öfters einen Ritt zu Pferde in diese Gegend unternähmen. Als er in die Mühle zurückkehrte und das bereitete Abendessen zu sich nahm, sagte er zu den bei Tische Versammelten: „Heute ist auch noch so spätabends ein Landecker durch das Ried herauf und gegen Perjen zu geritten, gerade als ich auf dem Rückwege über die Innbrücke fuhr". Niemand erwiderte darauf ein Wort, nur der zweite Geselle machte dazu eine lächelnde Miene. Hierauf gieng man zu Bette, außer wer in der Mühle beschäftigt war. Des andern Tages theilte dem Pöll der Meister in der Mühle mit, jener Reiter, den er gestern gesehen, sei kein Landecker, überhaupt kein Lebender, sondern ein Geist gewesen, den man öfter schon zwischen 9 und 10 Uhr abends durch das Ried herauf gegen Perjen zu habe reiten gesehen. Aller Vermuthung nach sei dieser „geistende" Reiter ein Advocat gewesen, welcher, weil er bei Lebzeiten sich durch einen falschen Urtheilsspruch versündigt, nach dem Tode zu diesem nächtlichen Ritte verurtheilt sei [1]).

---

[1]) Nach der Meinung Fr. Pölls war dieser geistende Reiter niemand anderer als der „G'säßbutz", so benannt nach dem flachen,

28. Das schreibende Schwein.

Müde und hungerig von der langen Wanderung, bog ein Handwerksbursche abends in ein Wirtshaus ein und verlangte etwas Speise und Trank. Man verabreichte dem Gaste das Gewünschte, woran er sich labte. Hierauf bat derselbe den Wirt auch um eine Nachtherberge. Doch dieser erwiderte, er habe kein Zimmer mehr zur Verfügung; nur eine Nebenstube wäre noch frei, indes diese möchte er ihm nicht zum Schlafen anweisen, da schon mehrere, die darin übernachtet, des Morgens spurlos verschwunden gewesen seien. Darauf

---

an die Alpe Spidur (bei Kappl) grenzenden Bergmahd G'säß, wo er umgehen musste. Dies ist noch nicht lange her, denn Mäher, die noch am Leben sind, versichern, sie hätten diesen Butz beim Anbruche der Nacht öfter, besonders vor eintretenden Schneefällen, gesehen. Es war ein Herr in altfränkischer schwarzer Kleidung, mit weißen Manschetten und breitkrempigem Hute, mit einem Buche in der Hand. Häufig ritt er auf einem Pferde. Auf dem G'säß zeigt man gegenwärtig noch den Stein, den sogenannten Sesselstein, auf dem er bei Lebzeiten als Advocat in Ermangelung eines Stuhles saß, wie er den in diesem Bergmahde entspringenden „Hochbrunnen" fälschlich der Langestheier Mühle zusprach. Dabei soll der ehrliche Advocat der Gegenpartei, welche durch diesen Spruch den Brunnen auf immer verlor, in die Worte ausgebrochen sein: „Wehe deiner armen Seele!" — Auch in der Alpe Sonders reitet zuweilen beinacht ein Butz an deren Grenzen auf und ab. Derselbe soll ebenfalls ein Advocat gewesen sein, der die genannte, im Fließer Bezirke gelegene Alpe durch ungerechtes Urtheil den Fließern ab- und den auf der entgegengesetzten Thalseite wohnenden Fissern zusprach. — Vgl. die ähnlichen Sagen bei Zingerle, Nr. 361 ff. und Vonbun-Sander, S. 23 nebst der Anm.

entgegnete der Handwerksbursche: „Ich fürchte mich nicht im geringsten vor Gespenstern und getraue mir ganz leicht in der genannten Stube zu liegen, und, müde wie ich bin, kann ich zu dieser späten Stunde nicht mehr weiter reisen". Als der Wirt diese Stube noch geheizt hatte, begab sich der Gast in dieselbe und legte sich auf die Ofenbank zur ersehnten Ruhe. Er mochte etwa zwei Stunden geschlafen haben, als ihn plötzlich ein Geräusch weckte. Unwillkürlich fiel sein Blick — die Nebenstube war vom Mondscheine beleuchtet — auf den Tisch, und da gewahrte er zu seinem größten Erstaunen ein Schwein, das, im Tischwinkel sitzend, Acten auf den Tisch legte und in denselben zu schreiben begann. Doch nicht lange dauerte dieses Schreiben, so steckte das absonderliche Thier die Feder hinters Ohr, lief gegen die Ofenbank und beschnuffelte den Handwerksburschen. Dann rannte es wieder hinter den Tisch und schrieb weiter. Der Mann hatte sich bereits die Thürklinke gut ins Auge gefaßt, als das unheimliche Schwein abermals, die Feder hinters Ohr gesteckt, zur Ofenbank rannte und den anscheinend Schlafenden beschnuffelte, worauf es wieder hinter den Tisch lief und das Schreibgeschäft fortsetzte. Da sprang so schnell als möglich der Handwerksbursche von der Ofenbank auf und bei der Stuben- und Hausthüre hinaus und lief mit Aufbietung aller Kräfte, weil ihm das Schwein, schrecklich grunzend, nachrannte, dreimal um das Haus herum. Wie er jedoch den vierten Lauf begann, lief das Schwein wieder in das Haus hinein. Meine Nachbarin Francisca Sailer, die mir diese Sage mittheilte, war der Ansicht, dieses geisternde Schwein

dürfte ein ehemaliger „Anwalt“ (Gemeindevorsteher) gewesen sein, der sich bei Abfassung von Amtsstücken verfehlt habe [1]).

29. Das Schweinäule.

Dieses liegt etwas oberhalb des Weilers zum alten Zoll (Fließ) und hat seinen Namen davon, dass man auf demselben öfter drei schwarze Schweine beobachtet, in die sich die Seelen dreier verstorbener Brüder verwandelt haben sollen. Mancher Wanderer wollte schon diese Schweine in die benachbarten Ställe treiben, doch dies gelang ihm nicht; immer wieder rannten sie dem erwähnten „Äule“ zu oder waren urplötzlich verschwunden. Einmal folgten sie Wallfahrern frühmorgens bis hart vor das Dorf Strengen, wo sie sich plötzlich verliefen, niemand wusste, wohin. Dieses Äule, wo die drei genannten Brüder als Schweine umgehen, wird daher von den Leuten der Umgebung bei anbrechender Nacht mit Recht gefürchtet und gemieden [2]).

30. Die Dirne holt die Alpenseihe.

In einer Paznauner Alpe soll es früher fortwährend gespukt haben. Eines Herbstabends auf dem

[1]) „Gespenster und Geister begegnen oft als Schweine“ Zingerle, Nr. 276 Anm. Vgl. unten, Nr. 29 und 67.

[2]) Desgleichen wurde in den bei den Lehmgruben (unweit des Dorfes Zams) befindlichen Wiesen Petann früher beinacht öfters eine feurige Sau mit sieben Ferkeln gesehen.

Heimgarten fiel vonseite der Buben auch die Rede auf diesen Alpenbutz. Die Dirne, welche sich durch ihre Beherztheit besonders auszeichnete, wollte jedoch hievon nichts glauben, und als ihr die Burschen eine große Summe Geldes versprachen für den Fall, dass sie des Nachts die Seihe aus der Sennhütte der erwähnten Alpe holte, so gieng sie sogleich auf ihr Anerbieten ein. Ihre Dienstgeberin war in großer Angst, als die Magd sich auf den mehrstündigen Weg begab. Das Hündchen, das sie begleitete, lief in unmittelbarer Nähe der Sennhütte wieder nach Hause. Die Magd hingegen betrat die Hütte, holte sich aus dem Keller die Seihe und kochte sich am Herdfeuer eine Milchsuppe. Da trat plötzlich ein gewaltiger feuriger Mann gegen sie heran und rief dreimal hintereinander mit schauerlicher Stimme: „Zittern!“ Die Magd schauderte es am ganzen Leibe, sie ließ ihre Milchsuppe stehen und lief in aller Eile mit der Seihe nach Hause. Daselbst traf sie ihre Dienstgeberin, die eben mit ausgebreiteten Armen auf dem Boden kniete und für sie betete. Die Magd verfiel sogleich darauf in eine schwere Krankheit und starb binnen einem Jahre an der Abzehrung.

---

31. Die Wette.

Der erwähnten Sage ähnelt folgende sehr:

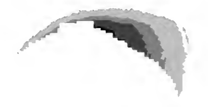
Auf der Alpe Gamperton (bei See) gieng ein Butz um. Kaum war im Herbste jene verlassen, so bezog dieser die Sennhütte und schlug darin seine Wohnung auf. Nicht leicht wagte es dann jemand, wenn

er nicht gerade musste, selbst beitage die öde Hütte zu betreten. Im Weiler Habigen hatten sich eines Herbstabends mehrere Burschen auf dem Heimgarten eingefunden, und da kamen sie unter anderem auch auf den genannten Alpenbutz zu sprechen. Alle waren davon überzeugt, dass es heute niemand mehr wagen würde, die erwähnte Hütte aufzusuchen und aus deren Keller die Milchseihe zu holen. Da versetzte ein armes Weiblein, das zufällig in diesem Hause anwesend war: „Ich hole euch schon die Seihe von der Alpe herab, nur müsst ihr mir dafür eine schöne Belohnung zusichern". Das war denn doch den Burschen zu viel. Einer betheuerte „heilig und gewiss", er würde ihr seine „Schilta" (gefleckte Kuh) sammt deren Kälblein geben, wenn sie den Muth hätte, heute nachts noch die Seihe aus der Sennhütte zu holen.

Das Weiblein hatte die Wette angenommen und war, obgleich alle ihr dieses kühne Wagstück missriethen, sofort bereit, sich nach der Alpe Gamperton zu verfügen. Auf dem Wege dahin versprach sie, den Erlös des Kälbleins zu hl. Messen für den in der Alpe leidenden Geist zu verwenden. Nach etwa zwei Stunden hatte sie die Hütte erreicht, trat in dieselbe, weil sie unverschlossen war, ein, holte rasch aus dem Keller die Milchseihe und entfernte sich wieder, ohne dass ihr etwas begegnet wäre. Nur, wie sie durch die „Haglucke" hinausgieng, rief ihr eine laute Stimme nach:

„A schiltati Kua
Und 's Kalbli derzua. Juchhe!"

Das Weiblein übergab den staunenden Burschen die Alpenseihe und hatte somit die Wette gewonnen.



Der Butz, weil durch das Weiblein erlöst, machte sich von da ab in der Gampertoner Sennhütte nicht mehr bemerkbar [1]).

32. Die Sennerin lockt Schweine.

Ungefähr 1½ km von der Alpe Valcifenz (Montavon) entfernt, in nächster Nähe des Maisäßes Vergâlda, eines Weilers mit ziemlich vielen zerstreut liegenden Häusern, steht ein einsames Haus. In dieses kam bei kalter Witterung im Herbste öfter ein Weiblein, setzte sich in der Küche beim Herdfeuer oder in der Wohnstube auf die Ofenbank nieder und rief, sich die Hände reibend: „Tschu! tschu! hüt isch kalt". Nach einer Weile, wann es sich gewärmt hatte, sagte es: „Jetz muaß i'go di vertälta [2]) Schwî trenka" und gieng hastig von dannen. Kaum hatte dieses Weiblein die Stubenthür hinter sich zugeschlagen, so sah man vom Fenster aus dasselbe schon über den entlegenen „Stôfl" [3]) eilen und hörte, wie es die Schweine zur Tränke lockte mit dem gellenden Rufe: „Hutsch! hutsch! [4]).

---

[1]) Vgl. unten, Nr. 44.

[2]) Bei der Vertheilung der Molke übergangenen, ausgelassenen.

[3]) Grüner Platz um die Sennhütte, der gedüngt und mitunter auch gemäht wird, wo auch die Kühe zum Melken zusammengetrieben werden. Nach Steub ist es das lat. stabulum. Im vorderen Paznaun sagt man für Stofl „Gompa", vom lat. campus.

[4]) Büßende Sennerinnen locken Schweine. Vgl. Nr. 33 und Zingerle, Nr. 339 Anm.

33. Vor Gottes Richterstuhle ist alles gleich.

Ein Schütze kam einst im Spätherbste in die bereits gänzlich verlassene Langestheier Alpe Kleingfall. Auf einem ebenen Platze, dem sogenannten „Schüagampla", gewahrte derselbe eine Sennerin, die fortwährend ein in ihrer Nähe befindliches Schwein lockte mit dem Rufe: „Tschuli, Tschuli!" Weil um dieselbe Jahreszeit Vieh und Leute schon längst zuthal gefahren waren, so fiel das dem Schützen auf, und er dachte sich: „Das kann kein gewöhnliches Weibsbild sein". Er fasste Muth und gieng hin, um dasselbe anzusprechen und sich um dessen Lage zu erkundigen. Die Person erklärte ihm, sie sei vor vielen Jahren in dieser Alpe Sennerin gewesen und habe ein kränkelndes Schwein beim Füttern vor den übrigen bevorzugt, damit es bald gesund würde. Deshalb müsse sie jetzt dafür hier leiden, denn „vor dem Richterstuhle Gottes ist alles gleich", hieß es im Jenseits. „Ich hätte das kranke Schwein nicht besser füttern sollen als die anderen, wenn es auch dabei verendet wäre". Der Schütze fragte die Sennerin weiter, ob und wie ihr geholfen werden könnte. Da entgegnete sie, dies wäre möglich, wenn ihr alle Bauern, welche damals in der Alpe Kühe aufgetrieben, oder im Abgange deren Erben die denselben durch das bessere Füttern jenes Schweines verursachte Beeinträchtigung nachsähen. Der Schütze versprach, ihr diesen Gefallen gern erweisen zu wollen. Kaum zu Hause angelangt, machte er bei den einzelnen Bauern die Runde und ersuchte sie, der Sennerin den ihnen etwa erwachsenen Schaden zu erlassen. Alle erklärten sich dazu bereit bis

auf einen, der erwiderte, er habe nichts zu verschenken. Trotzdem war die Sennerin von ihrem Leiden erlöst und wurde nachher nie mehr in der erwähnten Alpe gesehen [1]).

---

34. Die Sennerin verscharrt das todte Schwein.

Ein Paznauner Bursche gieng an einem schönen, milden Herbsttage in die Alpe Kleingfall, um sich einen stattlichen Korb voll „Ziarmstötscha" (Zierbelkiefer-Zapfen) zu holen. Das Vieh war bereits längst von der Alpe abgetrieben. Auf einem ebenen Platze unweit der Sennhütte stand eine großmächtige, langästige Zirbelkiefer, welche eine reichliche Ausbeute versprach. Der Bursche bestieg freudig den Baum und begann sofort seine Arbeit. Wie er gerade mit dem Pflücken solcher Zapfen beschäftigt war, warf er zufällig seinen Blick nach der Sennhütte hin. Und siehe, da bemerkte er zu seiner größten Verwunderung, wie eine ihm unbekannte Sennerin eine Schar Schweine durch den „Hag" trieb bis in die nächste Nähe der Hütte, wo die mit Molken gefüllten Tröge bereit standen! Alle Schweine tranken nun mit größter Gier von diesen Molken. Schließlich kam noch ein kleines Schwein zum Vorschein, das sich alle Mühe gab, auch zu einem Molkentroge zu gelangen; doch die größeren Schweine drängten und stießen es

---

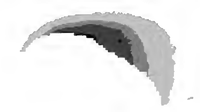
[1]) Eine ähnliche Sage, „Die Sennerin auf Spullers", bei Vonbun-Sander, S. 92.

immer wieder fort. Jetzt legte sich die Sennerin ins Mittel und gab zornig dem Schweine, welches gerade rechts von dem kleinen war, mit einem Aste einen Schlag auf den Rüssel, dass es maustodt zu Boden fiel. Hierauf nahm sie dasselbe bei den hinteren Füßen und schleifte es ein Stück über den „Gompa“ hinunter, worauf sie es in einer gemachten Grube verscharrte. Daraufhin waren Sennerin und Schweine auf einmal verschwunden.

---

35. Der Knall in der Sennhütte.

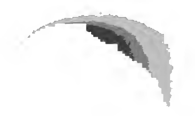
Es war zu Beginn dieses Jahrhundertes, als Jakob Jäger, wohnhaft in dem zu Kappl gehörigen Weiler Bach, eines Tages im Spätherbste sich in die Berge des Thales Visul auf die Gemsenjagd begab. Obwohl er die Gegend auf der linken Thalseite ganz durchstreifte und bereits von früherher die Plätze genau wusste, wo sich die Gemsen gern aufhielten, so hatte ihn damals dennoch sein Glücksstern verlassen, so dass er keine einzige Gemse erspähen konnte. Doch Jäger fügte sich willig in sein Missgeschick und wollte, weil es schon Abend war, soeben den Heimweg antreten. Da that es plötzlich einen gellenden Pfiff und einen gewaltigen Knall, dass davon der Erdboden erdröhnte und Jäger erschrocken auffuhr. Wie er hierauf unwillkürlich auf die gegenüberliegende Thalseite blickte, gewahrte er ein ganzes Rudel Gemsen, welches an einer Berghalde graste. Da dachte sich der Schütze: „Heute ist es mir zu spät, mich diesen Gemsen zu nähern; indes morgen früh werde ich schon auch



noch einige davon mit meinem Stutzen treffen. Daher verfüge ich mich in die unsern gelegene (Visuler) Sennhütte und bleibe dort über Nacht". Jäger suchte genannte leere Hütte auf und schürte sich daselbst ein kleines Herdfeuer, um sich zu wärmen. Hierauf nahm er ein Stückchen Fleisch aus seiner Jagdtasche, briet dasselbe ein wenig an einem Spieße über dem Feuer und verzehrte es dann mit größter Lust. Es war bereits dunkle Nacht.

Da that es auf einmal einen furchtbaren Knall, dass die ganze Hütte erzitterte und die aufeinandergestellten „Milchgöbsen" auf den Boden kollerten. Auch Jäger, der sich sonst in seinem Leben niemals gefürchtet hatte, sprang vor Schrecken auf und rief: „Ja, was ist denn das!" Da trat eine weibliche Person aus dem Milchkeller vor ihn hin und sagte: „Ja, was ist denn das? Ich bin es, wie du siehst. Gelt! heute habe ich vermocht, dass du vom Gebirge in diese Hütte herabgiengst, um hier zu nächtigen". Mit diesen Worten machte sie eine Anspielung auf das ungewöhnliche Pfeifen und Knallen, welches Jäger auf der einsamen Bergeshöhe vernommen, sowie auf das zauberhafte Gemsenrudel, das sich seinen Blicken gezeigt hatte. Darauf fragte der Gemsenjäger: „Wer bist du eigentlich und was machst du hier in dieser einsamen Hütte? Offenbar bist du ein Geist, der hier büßen muss! Entdecke mir aufrichtig den Grund, warum du hier leidest, und sage mir, was ich thun muss zu deiner Erlösung". Da antwortete das Weib: „Mein Freund, es sind bereits viele, viele Jahre entschwunden, seitdem ich in dieser Alpe Sennerin war. Außer dem

regelmäßigen Melken und Sennen hatte ich auch einige Schweine zu tränken und zu beaufsichtigen. Darunter war eines, welches andere, namentlich kleinere, gerne neckte, und wenn sie sich dem Troge näherten, um aus diesem die Molken zu trinken, stieß es dieselben gewöhnlich mit seinem Rüssel zurück. Das ärgerte mich gewaltig, und eines Tages, als das erwähnte Schwein wieder die anderen beim Molkentrinken verfolgte und durchaus nicht davon trinken lassen wollte, griff ich in meinem Zorne nach einem Fichtenaste, der in der Nähe lag, und schlug es damit auf den Rüssel, dass es zu Boden fiel und maustodt war. Das war freilich nicht meine Absicht gewesen, das Schwein wirklich zu tödten; deshalb erschrak ich ungemein darob, nahm das todte Schwein bei den hinteren Füßen und schleifte es über den „Gampen" hinab. Daselbst machte ich eine Grube, in die ich das Schwein warf, und deckte dieselbe wieder zu, so dass niemand davon eine Ahnung haben konnte, dass ich hier das fehlende Schwein verscharrt hätte. Dieses wurde natürlich bald vermisst, und ich gab vor, das Schwein, das nirgends zu finden war, müsse nur aus der Alpe gestohlen worden sein. Selbstverständlich fiel alsbald auf unschuldige arme Leute der falsche Argwohn, dass sie den Schweinediebstahl verübt hätten. Dieser Umstand verlängerte und verschärfte noch bedeutend meine Pein, die ich nach dem Tode hier in dieser Alpe bisher zu erdulden habe. Bist du nun bereit, zu den Eigenthümern dieser Alpe hinzugehen und öffentlich zu erklären, dass ich das damals in Abgang gerathene Schwein todtgeschlagen und vergraben hätte, folglich die



armen Leute, welche der falsche Argwohn getroffen, dass sie jenes Schwein gestohlen, ganz unschuldig wären, so bin ich von meinem hiesigen Leiden befreit". Der Gemsenjäger versprach der Sennerin, ihren Wunsch möglichst bald zu erfüllen. Auf dies hin war dieselbe erlöst und stand schneeweiß vor Jäger, ihm herzlichst für seine Bereitwilligkeit dankend, worauf sie verschwand.

---

36. Die Sennerin kocht ein Rahmmus.

Ein Schütze, der im Spätherbste ins wilde Gebirge gestiegen war, um Gemsen zu schießen, suchte auf dem Rückwege, von der Nacht überfallen, in einer nahegelegenen öden Sennhütte seine Lagerstätte auf. Dortselbst wärmte er sich zunächst an dem Herdfeuer, das er sich angezündet hatte, aß etwas von seinem Mundvorrathe und legte sich dann auf die Pritsche zur Ruhe. Es mochte ungefähr Mitternacht gewesen sein, da trat eine Sennerin aus dem Keller und gieng an ihre gewöhnliche Arbeit. Sie trug die „Göpsen" aus demselben, rahmte die Milch ab, rührte den Rahm im Butterfasse, spülte hierauf, nachdem Käse und Zieger im Kessel bereitet waren, die Milchgeschirre und kochte schließlich ein sogenanntes Rahmmus. Als sie damit fertig war, rief sie zum Schützen auf die Pritsche hinauf, er solle jetzt zum Essen kommen. Dieser aber blieb mäuschenstille droben und gab der Einladung keine Folge. Da rief die Sennerin nochmals und sehr ernsthaft: „Gehst du nicht herab zum Essen, so zerreiße ich dich zu Staub!" Jetzt stieg der Schütze von der Pritsche und trat zum

Tische hin. Derselbe ließ sich das Rahmmus vortrefflich schmecken, während auf der Seite in der Pfanne, wo die Sennerin aß, wie ihm däuchte, lauter Asche war. Als der Schütze satt war, legte er den Löffel weg und stieg, ohne der Sennerin den geringsten Dank für das Mahl auszusprechen, wieder auf die Pritsche hinauf. Da weinte jene bitterlich und sprach: „Hättest du nur ein einziges Vergelt's Gott mir für das Essen gesagt, so würde ich von meiner hiesigen Pein erlöst worden sein: so aber muss ich von neuem lange, lange leiden, bis wieder jemand in dieser Hütte übernachtet und sich für das angebotene Essen bei mir auch bedankt!" Hierauf gieng sie wieder in den Keller und ließ nichts mehr von sich hören [1]).

---

37. Die Sennerin mit der Buttermilch.

In der Alpe Zamserloch mussten die Hirten im Herbste bei der Abfahrt eine Kuh zurücklassen, weil sie hinkte. Der Eigenthümer, namens Schueler, verfügte sich noch am gleichen Tage auf die Alpe, um seine Kuh zu holen; indes da es bereits spätabends war, fühlte derselbe sich genöthigt, in der Sennhütte zu nächtigen und auf den frühen Morgen zu warten. Nachdem Schueler ein kleines Nachtmahl genommen, stieg er auf die Pritsche und legte sich nieder. Um Mitternacht trat ein Weib aus dem Keller und begann, wie es regelmäßig in den Alpen geschieht, zu sennen. Sie trug die

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 400 f., Vonbun-Sander, S. 88.



„Göbsen“ aus dem Keller, rahmte die Milch ab und gab diese in den Kessel zur Käsebereitung, während sie in den Rührkübel den Rahm schüttete. Nachdem sie zu diesem noch etwas heißes Wasser gegossen hatte, schwang sie mit großer Anstrengung das Butterfaß, bis endlich die Scheidung eintrat. Hierauf nahm sie die Butter aus dem Kübel, während sie die Milch in einen daruntergestellten Eimer fließen ließ. Sodann lud sie den Mann auf der Pritsche droben ein, Buttermilch zu trinken. Dieser stieg beherzt von seiner Lagerstätte und trank von der Milch. Sogleich stand die Sennerin schneeweiß vor ihm, bedankte sich herzlichst und sagte, jetzt sei sie durch ihn von ihrem Leiden befreit. Sie habe einmal als Sennerin in dieser Alpe einem Bettler, der sie um eine Kelle voll Buttermilch angesprochen, die Bitte abgeschlagen. Deshalb habe sie hier so lange „geisten“ müssen, bis Schueler sie durch einen Trunk Milch erlöst habe. Hierauf verschwand sie. Frühmorgens fuhr Schueler mit seiner Kuh nach Hause und war recht froh, eine arme Seele erlöst zu haben [1]).

---

38. Das Butzweible.

Auf der Alpe Zamserberg befand sich vor Jahren ein Butz in Gestalt eines alten Weibleins. Dasselbe bemerkten die Sennleute öfters, wie es auf dem „Gampen“ oder bei der Sennhütte herumgieng oder auf dem Dache

[1]) Vgl. eine ähnliche Sage bei Zingerle, Nr. 396 nebst der Anm. — Über büßende Sennerinnen vgl. ebenda, Nr. 399 Anm. und unten, Nr. 38, 42 ff.

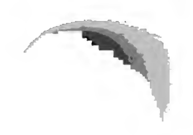
derselben saß und sich sonnte. Die Kunde von diesem geisterhaften Weiblein war auch bald in das stattliche Dorf Zams gedrungen und den hochw. Herren Decan und Cooperator zu Ohren gekommen. Letzterer mochte nicht recht an das Dasein dieses Weibleins glauben und sagte mehrmals im Scherze, er müsse nächstens auf die Alpe Zamserberg gehen, um den Butz zu erlösen. Eines schönen Tages wandelte er wirklich voll Muth und Entschlossenheit durch die ziemlich hochgelegenen Zamser Wiesen und erwiderte auf die Frage der Mähder, wohin er gehe, mit selbstgefälliger Miene und einem Anflug von Ironie: „Auf die Alpe hinauf, um den Butz zu erlösen“. Kühn schritt der Hochwürdige weiter, und nicht lange dauerte es, so war er auf der Alpe droben und bald auch in der nächsten Nähe der Sennhütte. Wie er hierauf durch die „Haglucke“ schritt, eilte rasch das geisternde Weiblein aus dem Hage durch die Lucke hinaus, hart an ihm vorbei. Darauf war denn der Cooperator im Augenblicke doch nicht gefaßt und hatte keineswegs den Muth, das Weiblein anzusprechen. Wie er sich umwandte, sah er dasselbe noch eine kurze Strecke durch die Alpe hinausgehen und dann im Walde verschwinden. Darauf trat er in die Hütte und fragte die Sennerinnen, ob sie dieses „butzende“ Weiblein öfter bemerkten. Als dieselben diese Frage bejahten, verweilte der Cooperator noch bis zum Abend in der Hütte oder deren nächster Umgebung, um zu sehen, ob dieses Weiblein sich nimmer zeigte; indes all sein Warten war vergebens. Da trat der Cooperator den Rückweg nach Hause an, und im Verlaufe von beiläufig einer Stunde näherte er sich bereits

dem Dorfe Zams. Hier kam ihm der Herr Decan lächelnd entgegen und fragte ihn, welches Bewandtnis es mit dem Alpenbutze habe. Der Gefragte berichtete nun, was vorgefallen und dass er nicht das Herz gehabt, das durch die Hagluke huschende Weiblein anzureden. Da lachte der Decan und schalt seinen Gehilfen im Scherze, dass er, der so kühn und entschlossen zur Erlösung des Butzes ausgerückt, schließlich es nicht einmal gewagt habe, denselben anzusprechen. Darauf fügte er bei, er müsse schon selbst in Bälde auf die Alpe gehen, um jenes gespenstische Weiblein aufzusuchen und zu erlösen. Und kaum waren einige Tage verstrichen, so sah man den Decan in eigener Person der Zamserberger Alpe zuschreiten. Dieser jedoch gewahrte nichts von dem Weiblein, und obgleich er den ganzen Tag in der Hütte oder auf dem Gampen zugebracht hatte, wurde er dennoch keines Butzes ansichtig. Nach Hause zurückgekehrt, erklärte er dem Cooperator bei dem Nachtmahle, es sei noch nicht an der Zeit, dieses butzende Weiblein von seinem Leiden zu erlösen; man müsse noch einige Wochen geduldig damit warten. Nach Verlauf von etwa drei Wochen war der Decan abermals auf die Alpe hinaufgegangen. Kaum näherte er sich der Sennhütte, so erblickte er schon das Weiblein in sitzender Lage auf deren Dache. Doch bald ward es von ihm genöthigt, von demselben herabzusteigen, und in kurzer Zeit war es erlöst. Weshalb dieses Weiblein in der genannten Alpe umgehen musste, konnte man mir nicht mittheilen.

---

39. Der Butz in Visul.

Offenbar ist es schon sehr lange her, dass in der Kappler Alpe Visul ein Butz umgieng, der Hirten und Sennerinnen manchmal, namentlich vor eintretenden Schneefällen, durch sein nächtliches Poltern in Schrecken setzte. Sobald aber im Herbste der Abtrieb der Kühe vollzogen war und die Ehehalten von der Alpe Abschied genommen hatten, war es nicht mehr rathsam, die verlassene Sennhütte aufzusuchen, wo man das Gespenst zuweilen bei hellem Tage als geschundenes Ross auf dem „Schmalzbrette“ im Keller liegen sah. Nach der Sage wollte zuerst der Herr Curat von Kappl den Geist durch Beschwörung aus der Alpe vertreiben, allein dies gelang ihm keineswegs. Dann wandten sich die Inhaber dieser Alpe an die Kapuziner in Imst, worauf ein solcher kam und mit jenen die Sennhütte betrat. Der Butz lag wiederum wie früher als geschundenes Ross auf dem Schmalzbrette und streckte alle vier Beine aus. Die Bauern mussten in dem gewöhnlichen Wohnraume der Hütte bleiben und eifrig beten, während der Ordensmann sich in den Keller zum Butze verfügte und daselbst die Beschwörung vornahm. Nach geraumer Zeit trat der Kapuziner, in Schweiß gebadet, wieder aus dem Keller und hielt ein Fläschchen in der Rechten, in das er den Geist gebannt hatte. Hierauf fragte er die Bauern, ob sie jetzt den Butz zu sehen wünschten; indes niemand trug darnach Verlangen. Der Kapuziner gieng nun mit dem Butze im Fläschchen bis zu dem ziemlich weit entfernten Visulgletscher, in den er jenen bannte. Nur einmal in sieben Jahren, an einem ganz



heiteren Tage, darf der Butz diesen Gletscher verlassen und sich auf einer nahegelegenen Steinplatte sonnen und trocknen [1]).

---

40. Die Hirten in Visul.

In der Alpe Visul weideten voralters zwei Hirten gemeinsam die ihnen anvertraute Herde Kühe. Darunter war eine, die stets auf der Weide den anderen voranlief und sehr gern auch gefährliche, steile Halden aufsuchte. Darüber ärgerte sich der Großhirte ungemein und legte derselben eines Tages frischgeschälte Baumrinden auf eine solche abschüssige Stelle, wo sie gern hinwollte. Die Kuh kam wirklich bald in deren Nähe, so dass der Kleinhirte (Gehilfe) sofort die drohende Gefahr wahrnahm und jene von dem verhängnisvollen Orte zurücktreiben wollte. Doch der Großhirte war damit nicht einverstanden, sondern entgegnete barsch, die „Bestie" solle nur hinabstürzen und todtfallen; das habe sie längst verdient. Kaum war die Kuh auf die schlüpfrigen Rinden getreten, so glitt sie aus, kollerte den jähen Abhang hinunter und war todt. Beide Hirten hatten es

---

[1]) Vgl hiemit die f. Sage.

Aus der Alpe Paznaunertaa im Fimbathale bannte der Ischgler Herr Pfarrer mit Aufbietung aller Kräfte (er soll in Begleitung der Gläubigen in Procession mit dem höchsten Gute, fast außer Athem und ungemein erschöpft, in die Sennhütte gekommen sein) den daselbst umgehenden und Hirten und Sennerinnen verfolgenden Butz in die sog. „Paznaunertaa-Klamm". — Taa oder Taja, Sennhütte, vom lat. attegia, Hütte, roman. tegia oder teschia. Vgl. Vonbun-Sander u. d. W. Deihja.

unterlassen, dem Eigenthümer der Kuh den Schaden zu ersetzen, indem sie vorgaben, sie selbst sei hinabgestürzt und erfallen. Umso größer war daher die Strafe, welche die saumseligen Hirten vor dem Richterstuhle Gottes zu gewärtigen hatten. Beide wurden verurtheilt, in der erwähnten Alpe als Geister umzugehen. Der Kleinhirte hatte eine viel geringere Schuld auf seinem Gewissen; er wurde noch begnadigt, muſste aber zur Strafe so lange in Visul leiden, bis das Kreuz hinter dem Weiler Ulmich errichtet worden wäre. Wie einmal der Same zu dem Bäumchen gefallen, aus dessen Holze obgenanntes Kreuz gezimmert werden sollte, wuſste derselbe, wie er hie und da verlauten ließ, daſs seine Erlösung nimmer ferne sei. Unendlich schwerer war die Strafe, welche den Großhirten traf; seine Seele, entdeckte er einmal einem Bauern, sei in der Hölle, während sein Leib in Ungarn begraben liege, und sein Geist müsse hier in dieser Alpe — er wisse nicht wie lange — leiden. Dieser Butz verfolgte nicht ungern die Leute in der Alpe Visul, so daſs man herzlich froh war, endlich einmal diese Plage loszuwerden. Wie die Sage geht, bannte denselben der Ischgler Pfarrer oder (nach einer anderen Version) ein Imster Kapuziner in den Visuler Gletscher. Nur einmal in sieben Jahren, und zwar an einem ganz heiteren, völlig wolkenlosen Tage, darf sich seitdem dieser Butz auf einem nahegelegenen Steine, der sog. Visuler Platte, sonnen und trocknen.

Voranstehende Sage wurde mir von einem betagten Langestheier (gebürtigen Kappler) in kürzerer Fassung auch so erzählt:

Beim Kirchlein im Weiler Ulmich (Kappl) sieht der Wanderer ein schönes Missionskreuz an der Stelle, wo früher ein anderes gestanden war. An das letztere knüpft sich folgende sagenhafte Erzählung:

Noch nicht gar so lange ist es her, dass in den Vatlaner Bergmähdern und deren Umgebung ein Butz umgieng. Eines heißen Sommertages arbeitete in genannten Wiesen ein Obermahrner Bauer, mit Namen „Söppeles Hons", um den die Nachbarn einen Burschen beschäftigt sahen. Diese sagten: „Heute hat Söppeles Hons auch seinen Sohn mitgenommen". Nach dem Aveläuten aber verschwand derselbe spurlos. Dieser Junge war der Vatlaner Butz. Im Gespräche mit Hans äußerte derselbe, es sei vor vielen Jahren großentheils durch seine Schuld in der Nähe der Vatlaner Wiesen eine Kuh über einen jähen Abhang gekollert und todtgefallen; deshalb müsse er hier umgehen und seine Strafe abbüßen. Doch habe er bereits Hoffnung auf baldige Erlösung geschöpft, als der Same zu dem Bäumchen gefallen, aus dessen Stamme das (oben erwähnte) Ulmicher Kreuz gezimmert worden [1]).

41. Der Hirte im Zamserloch.

Vor vielen Jahren weidete während des Sommers ein Hirte mit seinem Gehilfen in der Zamserloch-Alpe die Kühe. In der Herde befand sich eine, welche

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 354, 389—392, Vonbun-Sander, S. 92—95.

äußerst schwierig zu melken war, weshalb der Hirte dieselbe nie ganz abmolk. Die Folge davon war, dass die Kuh immer mehr an der Milch einbüßte und deren Eigenthümer schließlich ein beträchtlicher Schaden daraus erwuchs. Im künftigen Herbste starb der Hirte. Ein Schütze, der ins Gebirge auf die Gemsenjagd gestiegen war, kehrte auf dem Rückwege spätabends in der Sennhütte der genannten Alpe ein und blieb daselbst über Nacht. Um Mitternacht gewahrte er einen Mann in der einsamen Hütte, der, wie es den Anschein hatte, Melkeimer und Seihe suchte, aber nicht finden konnte. Der Jäger sagte nichts dazu und trat in der Frühe den Weg in die Heimat an. Hier erzählte er sein Erlebnis in der erwähnten Alphütte einem guten Kameraden. Dieser, unerschrocken und neugierig wie er war, verfügte sich ebenfalls in die genannte Hütte und lagerte sich auf der Pritsche. In tiefer Nacht erschien wieder der Butz und suchte längere Zeit nach Melkeimer und Seihe, ohne sie zu finden. Da stieg der Jäger von seinem Lager, näherte sich dem geisternden Manne und fragte ihn, warum er immer, wenn auch vergebens, Melkeimer und Seihe suche. Da erwiderte derselbe dem Fragesteller: „Ich versündigte mich bei Lebzeiten in dieser Alpe dadurch, dass ich einem Bauern eine Kuh, weil sie sich sehr schwer melken ließ, nie vollständig abmolk“. Auf die weitere Frage, wie seinem Leiden abzuhelfen wäre, entgegnete er: „Lässest du dich herbei, statt meiner dem Eigenthümer jener Kuh sechs Gulden für den erlittenen Schaden zu bezahlen, so ist mir die Strafe erlassen; sonst muss ich noch volle fünfzig Jahre

hier leiden". Der Jäger beglich dem Eigenthümer die genannte Summe, und von da ab wurde dieser butzende Hirte in der erwähnten Sennhütte nimmer beobachtet.

---

42. Die Sennerin kocht Schupfnudeln.

In der Alpe Edli, welche im Almajurthale (unweit Steg im Lechthale) liegt, hütete einst Franz Pöll die Kühe, während der Marianna Lechleitner die Milchwirthschaft oblag. Beide waren aus dem paznaunerischen Alpendorfe Langesthei gebürtig. Zu ihnen kam manchmal der Pettneuer Gemsenjäger Perkhofer auf seinen Streifungen im Gebirge und blieb in der Sennhütte über Nacht. Pöll war bereits den zweiten Sommer in dieser Alpe Hirte, als eines späten Abends Perkhofer sich wieder bei ihnen einfand. Als beide wie gewöhnlich sich in ein Gespräch eingelassen und über mancherlei ihre Meinungen ausgetauscht hatten, fragte schließlich der Gemsenjäger, als es schon an der Zeit war, das Nachtlager aufzusuchen, den Hirten, ob er im vergangenen Sommer nie etwas von einem „Geiste" oder „Butze" in der Alpe wahrgenommen. Als Pöll dies verneinte, theilte Perkhofer ihm nachstehendes Ereignis mit, das er voriges Jahr hier in der Sennhütte erlebt habe:

Eines schönen Herbstmorgens gieng ich in aller Frühe auf die Gemsenjagd ins Gebirge. Ich war jenesmal nicht besonders vom Glücke begünstigt, denn während des ganzen Tages wurde ich keiner einzigen Gemse ansichtig. Gegen Abend überzog sich der Himmel mit dunkeln, bedenklichen Wolken, so dass ich es für räthlicher hielt,

in der Hütte auf dem Edli zu nächtigen, als hier auf der wilden Höhe in einer Felshöhle halb zu erfrieren. Es war dunkel, als ich in die Sennhütte der erwähnten Alpe kam, von der das Vieh schon längst abgetrieben war. Ich trat sogleich zum Herde und zündete ein Feuer an, um mich daran zu wärmen. Hierauf nahm ich von meinem mitgebrachten Speisevorrathe ein karges Mahl, legte dem Feuer noch einige Holzspäne zu, damit es mir nöthigenfalls in späterer Nachtstunde nicht verlöschen sollte, und suchte dann meine einfache Lagerstätte auf. Ich stieg nämlich auf die Pritsche, hüllte mich in meinen Mantel und legte mich zur Ruhe nieder. Doch war ich noch nicht eingeschlafen, so öffnete sich die Kellerthüre und es trat zu meinem größten Staunen ein Weiblein heraus, lenkte seine Schritte zu dem kleinen Tische, der unweit des Herdes stand, und kämmte und ordnete seine Haare. Hernach gieng es wieder in den Keller und brachte aus demselben das Nudelbrett und ein Näpfchen mit Mehl, aus dem es einen Teig bereitete und daraus sogenannte Schupfnudeln machte. Hierauf holte es Milch in einer Pfanne und stellte diese übers Feuer. Als die Milch zu wallen anfieng, gab es die Nudeln hinein und ließ sie kochen. Dies alles hatte ich von der Pritsche aus ganz gut beobachtet, indem ich den Mantel etwas von meinem Gesichte weghob. Da faßte ich rasch Muth und rief hinunter: „Weib, was treibst du hier?“ Dasselbe erwiderte: „Freund, steige jetzt herab, die Nudeln sind gekocht“. Auf diese Einladung verließ ich sofort unerschrockenen Herzens mein Lager und trat zu dem Weiblein bei dem Herde hin.



Dieses munterte mich auf, Nudeln zu essen, mit der Versicherung, sie würden mir gewiss nicht schaden. Während ich aß, fragte ich das Weiblein: „Wer bist du denn eigentlich? Nicht war, ein Geist? Eröffne mir doch, weshalb du hier leiden musst, damit ich dir, wenn anders es mir möglich ist, helfen kann. Ich will ja alles thun, um dich zu erlösen". Da sprach das Weiblein: „Es sind schon viele Jahre verstrichen, seitdem ich in dieser Alpe Sennerin war. Ihr hattet damals vier Kühe hier. Du warst zur selben Zeit ein schlanker junger Bursche und kamst am Tage der „Auffahrt" hieher und plauschtest mit mir. Beim Weggehen sagtest du, mir auf die Achsel klopfend, freundlichst: „„Sennerin, melke „toll Zon", es trägt einen Schnürriemen!"" Leider hatte ich mir deine verheißungsvollen Worte nur zu gut gemerkt, und als der verhängnisvolle Tag anbrach, an dessen Abend den einzelnen Bauern die Milch ihrer Kühe als Maßstab für die später erfolgende Butter- und Käsevertheilung gewogen werden sollte, molk ich eure Kühe frühmorgens nicht sauber ab. Dies hatte zur Folge, dass sie am „Zon"-Abend mehr Milch als gewöhnlich gaben. Dadurch wurden die anderen Bauern bei der Vertheilung der Milcherzeugnisse etwas verkürzt, woran ich schuld war; mitschuldig warst freilich auch du, indem du mir dazu gewissermaßen die Aufmunterung gabst. Dies ist der Grund, warum ich hier leiden muss. Wenn du nun so gefällig bist, dich statt meiner an die benachtheiligten Bauern oder deren Nachkommen zu wenden und diese mir den durch mich ihnen erwachsenen Schaden erlassen oder im Verweigerungsfalle du den-

selben ihnen ersetzest, so bin ich von meinem hiesigen Leiden erlöst". Ich versprach der Sennerin, in jeder Beziehung ihrem Wunsche zu willfahren. Auf diese meine Erklärung hin stand dieselbe schneeweiß vor mir, bedankte sich für die ihr erwiesene große Wohlthat und verschwand.

Nach den Worten des Erzählers, eines Langestheier Bauers, fällt diese sagenhafte Begebenheit ungefähr in den Anfang der Zwanziger Jahre, weil die Tochter des Pöll gegenwärtig beiläufig sechzig Jahre alt ist und Pöll damals als Hirte ein lediger Bursche im schönsten Alter stand.

---

43. Das Weiblein vor der Sennhüttenthüre.

In einer anderen Alpe war eine Sennerin angestellt, welche ihren Geliebten, wenn er sie mit seinen Kameraden besuchte, aufs freigebigste mit Milch, Butter und Käse, mit frischgebackenen Käsekuchen und Strauben bediente, während sie den Eigenthümern der Alpe nicht einmal Milch verabreichte. Durch dieses unredliche Gebaren der Sennerin erwuchs den Bauern bei der Vertheilung der Alpenerzeugnisse ein großer Nachtheil, und mit Recht wurden allenthalben Äußerungen der Unzufriedenheit mit jener Person laut. Kaum war die Sennerin im Spätherbste gestorben, so hieß es, sie „geiste" als Weiblein auf der genannten Alpe.

Mehrere Burschen, die eines Abends auf dem Heimgarten gemüthlich beisammensaßen, kamen in ihrem Gespräche auch auf das butzende Weiblein, und einer fragte den anderen, ob er es wagte, morgen auf die Alpe zu

gehen und den Butz um den Grund seines Leidens zu fragen. Da sagte einer ganz beherzt: „Ich getraue mir, dies zu thun“. Und wirklich wanderte er am folgenden Tage auf die Alpe hinauf, und wie er in die Nähe der Sennhütte kam, sah er ein Weiblein vor deren Thüre stehen, das ihm winkte, er solle näher treten. Dazu hatte der Bursche jedoch nicht den Muth, sondern eilte unverrichteter Dinge wieder nach Hause und erzählte den Vorfall seinen Freunden. Dabei bemerkte er, wenn sie ihn begleiteten, würde er es abermals wagen, auf die Alpe zu gehen und das Weiblein auch anzureden. Sie waren damit einverstanden. Den anderen Tag frühmorgens besuchte der Bursche mit seinen Kameraden die Alpe, und als sie auf dem „Gampen“ angelangt waren, stand das Weiblein wieder vor der Thüre der Hütte und winkte ihnen, sie möchten zu ihm heraufkommen. Da ermannte sich der erwähnte Bursche, trat zu dem Weiblein hinauf und fragte dieses um den Grund seines Leidens. Dasselbe entgegnete ihm: „Mein Freund, wie ich verflossenen Sommer Sennerin in dieser Alpe war, verursachte ich dadurch, daſs ich meinem Geliebten nebst seinen Begleitern häufig die besten Speisen vorsetzte, den Bauern, welche die Kühe hier hatten, den gröſsten Schaden, und das ist der Grund meines hiesigen Leidens. Wärest du nun so freundlich, zu den betreffenden Bauern hinzugehen und diese um Nachlassung des ihnen durch mich erwachsenen Nachtheils zu bitten, so würde ich, falls ich Erhörung fände, von meiner Pein befreit sein“. Der Bursche hatte sofort der Bitte des Weibleins willfahrt; alle schenkten ihm den Schaden, den sie durch

dasselbe erlitten, nur einem schien damit nicht recht ernst zu sein. Als der Bursche das butzende Weiblein wieder besucht und dieses ihm mitgetheilt hatte, dass ein Bauer ihm die Veruntreuung nicht vergeben hätte, so errieth er sogleich, wer dieser hartherzige Mann wäre. Er versicherte das Weiblein, heute noch jenen Bauern aufzusuchen und ihn zur Milde zu bewegen. Da sagte dasselbe: „So gib mir die Hand zum Zeichen, dass du dein Versprechen gewiss hältst". Als der Bursche dem Butze statt der Rechten sein Sacktuch gereicht hatte, so gerieth dieses sofort in Flammen und verbrannte. Der Bursche drang nochmals in den hartherzigen Bauern und bat ihn inständigst, er möchte doch die arme Seele auf der Alpe droben erlösen. Da gab dieser nach und verzieh dem Weiblein. Als dieses von dem Burschen nochmals besucht wurde, so erschien es schneeweiß und dankte demselben für die große Hilfe, die es durch ihn erfahren hätte.

---

44. Das Weiblein mit der Göpsa voll Regenwürmer.

Johann Baldauf, Großvater der in Kappl lebenden zwei Brüder Baldauf, war ein tüchtiger Gemsenjäger, der häufig noch im Spätherbste die Berge durchstreifte, wobei er auf seiner Rückkehr manchmal, von der Nacht überrascht, sich veranlasst sah, in einer nahen Sennhütte zu nächtigen. So traf es sich einmal, dass er in der leeren Hütte der Alpe Dieies, die dem Dorfe Kappl und dessen benachbarten Weilern gehört, seine Nachtherberge zu wählen beschloss. Er hatte das Gewehr

und seinen großen Jagdhund bei sich. Nachdem Baldauf auf dem Herde sich ein kleines Feuer angezündet, um daran seine fröstelnden Glieder zu wärmen, und den Rest seines Mundvorrathes verzehrt hatte, so stieg er auf die Pritsche, um, so gut es gienge, sich einem Schläfchen zu überlassen. Wie er so ruhig droben lag, öffnete sich gegen 12 Uhr die Kellerthüre und trat ein Weiblein heraus, das eine „Göpsa" voll Regenwürmer in den Händen trug und dieselbe auf den kleinen Tisch stellte. Dann lud es den Jäger zum Essen ein; doch dieser rührte sich nicht auf der Pritsche. Das Weiblein rief nochmals und zwar eindringlicher hinauf, er solle jetzt herabkommen und mithalten; indes er folgte nicht und nahm sein Gewehr zur Hand. Da sagte das Weiblein:

„Hattest d' (du) nu nit dein Fuirhaß und dein Hundbaß bei diar, so wötti (wollte ich) di schua (schon) mitössa mocha!"

Sodann gieng es wieder in den Keller und ließ nichts mehr von sich hören.

Frühmorgens machte sich der Gemsenjäger auf den Weg nach Hause und erzählte dort seinem besten Freunde das Vorgefallene. Weil dieser jedoch der Sache nicht recht glauben wollte, so sagte jener vollen Ernstes: „Freund, wagst es du, die heutige Nacht in der Sennhütte auf Dieies zu schlafen, so überlasse ich dir meine rothe Geiß!" Der Freund nahm sogleich die Wette an, gieng abends mit dem Gewehre und in Begleitung des Hundes des Gemsschützen in die genannte Hütte und legte sich in tiefer Nacht zur Ruhe auf die Pritsche. Gegen Mitternacht erschien abermals das butzende Weiblein bei der Kellerthüre mit einer Göpsa voll Regen-

würmer, welche es auf den Tisch hintrug. Hierauf lud es den Freund gleichfalls zur Mahlzeit ein; dieser aber blieb regungslos auf der Pritsche liegen. Da forderte das Weiblein ihn zum zweitenmale auf, er solle jetzt kommen und mitessen; indes er gab der Einladung keine Folge. Alsdann sagte dasselbe erbittert:

„Hattest du nu nit dein Fuirhaß und dein Hundbaß,
Wötti di verdiana mocha di roat Gaß!“

Darauf trat es wieder in den Keller, und der Freund hatte die rothe Geiß gewonnen. Wie mir der Erzähler dieser Sage versicherte, hatte Baldauf wie sein Freund in den Lauf des Gewehres zuvor eine geweihte „Palme“ (Weidenkätzchen) gegeben [1]).

---

45. Das Weiblein mit der Nudelkappe [2]).

Der St. Gallenkircher Zimmermann Hans Sef (Johann Josef) Saler, gestorben als hochbetagter Mann in den Siebziger Jahren, hatte eines Sommers an der Sennhütte in Valcifenz einige Ausbesserungen vorgenommen und bei dieser Arbeit mehrere Laden dort zurückgelassen. Im folgenden schneereichen Winter gieng Hans Sef eines schönen Tages in Begleitung seines Hündchens mit einem Schlitten von Hause fort, um diese Bretter zu holen. Als er sich der Sennhütte näherte, da fieng das Hündchen auf einmal ängstlich zu heulen und zu winseln an und lief den nahen Hügel

---

[1]) Vgl. Vonbun-Sander, S. 65 f., Zingerle, Nr. 411.

[2]) Niedere Wollmütze.

hinauf. Hans Sef lockte zu wiederholtenmalen dasselbe, dass es herunterkommen und mit ihm gehen möchte, doch vergebens. Das Hündchen blieb auf dem Hügel droben und fuhr fort zu winseln. Hans Sef gieng seines Weges weiter und war in Bälde vor der Sennhütte angelangt. Weil diese nicht verschlossen war, so trat er hinein und öffnete mit einem mitgenommenen Schlüssel die Thüre zum Milchkeller. Als er in diesen hineingieng, siehe, da saß zu seinem größten Staunen auf dem Tôblet [1]) ein altes Weiblein, welches auf dem Haupte eine sogenannte Rudelkappe trug und ihn starr anblickte. Weil er von jeher ein ganz unerschrockener Mann war, so machte er sich auch aus dieser Erscheinung nicht viel daraus; doch, scheint es, hatte er nicht den Muth, dasselbe anzusprechen. Hans Sef nahm einen Laden nach dem anderen, trug diese vor die Hütte und lud sie auf seinen Schlitten. Wie er damit fertig war, schloss er noch den Keller und fuhr fort. Da lief ihm, freudig bellend, sein Hündchen wieder entgegen und begrüßte ihn. Zu Hause angekommen, erzählte Hans Senf seinen Angehörigen, was ihm heute in der Valcifenzer Sennhütte begegnet sei. Hätte er, so meinten jene, vollends den Muth besessen, dieses gespenstige Weiblein anzureden und zu fragen, wessen es etwa zur Befreiung von seinem Leiden in dieser Alpe benöthigte, so würde es ihm wahrscheinlich geglückt sein, dasselbe zu erlösen.

---

[1]) Wagrechte Bretterfläche, um die mit Milch gefüllten „Göpfen" daraufzustellen (lat. tabulatum).

---

46. Der Butz mit der wollenen Zipfelmütze.

Ein Bauer von Höfen (unweit Kappl), ein beherzter Mann, welcher oftmals geäußert hatte, er glaube an keine Bütze und würde sich, auch wenn es solche gäbe, nicht im mindesten vor denselben fürchten, begab sich in aller Frühe bei großer Winterkälte mit dem Schlitten in das Thal Visniz, um aus seinem „Pilla“ (Bergwiesenstadel) eine Fuhre Heu zu holen. Als er zur Sennhütte gekommen war, so dachte er sich: „Da trete ich ein bißchen ein und mache mir ein kleines Feuer, um daran meine fröstelnden Glieder zu wärmen“. Gedacht, gethan. Er setzte sich auf die Herdbank, wärmte sich an dem lustig prasselnden Feuer und stopfte sich sein Pfeifchen. Da that es plötzlich drei gewaltige Schläge an die Kellerthüre. Der Bauer konnte sich dies nicht enträthseln, blieb jedoch auf der Bank sitzen und wärmte sich weiter. Als aber wiederum drei noch wuchtigere Schläge an die Kellerthüre fielen, da wurde der Mann doch stutzig und verlegen. Vorsichtshalber öffnete er die Hüttenthüre, dann setzte er sich abermals zum Feuer und wärmte sich. Wie es aber zum drittenmale drei furchtbare Schläge an die Kellerthüre that, da stürzte er entsetzt von seinem Sitze auf, lief zur Hütte hinaus und über den „Gampen“ hinab. Wie er beim Gatter zurückblickte, da stand ein Mann vor der Hüttenthüre in bloßen Hemdärmeln und grauen Kniehosen, mit einer hohen wollenen Zipfelmütze auf dem Kopfe und „Knospa“ (Holzschuhen) an den Füßen und stimmte einen Jauchzer an, der dem Bauern durch Mark und Bein drang. Dieser lief vor Schrecken, ohne das Jauchzen zu erwidern, was vielleicht schlimme

Folgen nach sich gezogen hätte [1]), „über Hals und Kopf", über Stock und Stein thalauswärts, bis er leichenblass vor der Kapelle auf dem rothen Wege niedersank. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, trat er in die Kapelle und dachte sich: „Hier kann mir doch nichts Schlimmes mehr widerfahren!" Nach einer Weile gieng der arme Mann, an allen Gliedern zitternd, nach Hause, wo er sogleich in eine schwere Krankheit verfiel, von der er erst nach drei Wochen genas. Von der Zeit an sagte dieser Bauer öfters: „Jetzt glaube ich an Bütze und fürchte mich selbst bei dem geringsten Geräusche".

47. Das Knospamandli.

Dieses gieng vorzeiten in der hinteren Loreiner Alpe um und hieß so von seinen schweren mit Holzsohlen versehenen Schuhen. Hatten die Ehehalten abends ihr einfaches Lager aufgesucht, so hörten sie das Männlein draußen vor der Sennhüttenthür, in deren Nähe eine große Steinplatte lag. Auf diese hüpfte es und „trampelte" darauf mit seinen starkgenagelten Schuhen herum. Trat dies Männlein auch in die Sennhütte und wärmte es sich an dem noch lodernden Herdfeuer, so war regelmäßig in der Frühe die ganze Alpe mit einer leichten Schneedecke überzogen. Hirten und Sennerinnen

[1]) Ein anderer Bauer, der dieses Jauchzen beantwortet hatte, musste den Butz als centnerschwere Last von der Alpe bis zur Kapelle auf dem rothen Wege auf dem Rücken tragen. — Es gilt als nicht geheuer beinacht zu jauchzen oder dasselbe zu erwidern. Vgl. die Sagen in Nr. 66.

machten sich allmählich aus dem spukenden Männlein nicht viel daraus, zumal da es sich eben nur vernehmen ließ, wenn jene schlafen gegangen waren. Ja dasselbe erwies sich ihnen auch dienstbar, indem es häufig beim Morgengrauen die auf der Nachtweide befindlichen Kühe „sammelte“ und auf den Hag zum Melken trieb. Öfter bemerkte die alte Sennerin, wenn der Großhirte den Abendrosenkranz schließen wollte: „Beten wir noch ein Vaterunser fürs „Knospamandli“, damit es uns morgen früh wieder die Kühe sammle“, und ein solches Gebet that jedesmal seine gute Wirkung. Wie aber dieses Männlein einmal schon um Mitternacht die Kühe johlend und pfeifend auf den Hag getrieben, da trat ein großer Schneefall ein, dass man mit allem Viehe abfahren musste.

---

48. Die Puppe.

In einer Alphütte — in welcher konnte mir der Erzähler dieser Sage nicht angeben — wussten der Hirte und die Sennerin vor Muthwillen und Langweile nicht, was sie alles treiben sollten. Da schnitzte der Hirte aus einem Holzklotze eine Puppe und strich dieser abwechselnd mit der Sennerin übriggelassenes Mus in den Mund, bis es beiden verleidete und sie dieselbe wegwarfen. Eines Tages wiederholten sie diese kindische, muthwillige Arbeit an der Puppe und schmissen sie dann unter die Pritsche hinein, wobei sie ein gellendes Gelächter erhoben. Doch diesesmal ward aus dem frevelhaften Scherze bitterer Ernst. Wie beide nämlich beim Nachtessen, das ebenfalls in einem Muse bestand, saßen, trat die Puppe von

selbst und unaufgefordert unter der Pritsche hervor, setzte sich zu Tische und aß mit. Man denke sich den Schrecken, der beide befiel. Seitdem litt es Hirten und Sennerin nicht mehr in der Hütte, sondern sie mussten fortziehen; desgleichen konnten es auch andere Ehehalten, die man in die Alpe schickte, daselbst nicht aushalten und sahen sich genöthigt, wieder mit Sack und Pack nach Hause zu wandern. Die Eigenthümer der Alpe ließen Weltpriester, ja Kapuziner holen, um diesen unliebsamen Butz daraus zu bannen; doch alle Mühe war umsonst. Schließlich gab ihnen ein gescheiter, frommer geistlicher Herr den Rath, sie sollten ein Stierkalb aufzüchten, diesem durch zwei Jahre die Milch einer guten Kuh geben und dann dasselbe in die Alpe treiben. Die Bauern hatten den Rath des genannten Herrn pünktlich befolgt. Kaum war der schöne große Stier auf dem grünen Platze vor der Sennhütte angelangt, so stürzte die Puppe aus dieser heraus und begann sofort mit jenem den Kampf. Nach langem heißen Ringen unterlag endlich die Puppe und fiel todt zu Boden; aber auch der Stier musste seine Anstrengung theuer büßen, indem er bald darauf verendete. Von da an war wieder Ruhe in der erwähnten Sennhütte [1]).

49. Der Geisterstier.

Als vor Jahren an einem prachtvollen Herbstmorgen ein Gemsenjäger sich der Sennhütte der Zamserloch-Alpe genähert hatte, da bemerkte derselbe nicht

[1]) Vgl. Zingerle, S. 637 und Nr. 825.

ohne Verwunderung einen großen schönen Stier, der auf dem grünen „Gampen" weidete. Weil am vorhergehenden Tag sämmtliches Vieh von der erwähnten Alpe in die Heimat getrieben worden war, „so müssen nur die Hirten", dachte sich der Schütze, „diesen Stier mitzunehmen vergessen haben". Der Mann war ins Gebirge gestiegen, um Gemsen zu jagen; abends kehrte er zurück und kam wieder auf den Gampen, wo der Stier immer noch zu sehen war. Der Jäger trat in die verlassene Hütte, spreizte deren Thüre mit seinem großen Bergstocke, damit niemand sie von außen öffnen könnte, gieng zum Herde hin und machte sich ein Feuer, um daran seine Glieder zu wärmen. Nachdem er hierauf von seinem Mundvorrathe ein kärgliches Mahl zu sich genommen, legte er noch ein paar Scheiter aufs Feuer, damit es nicht sogleich verlösche, zog sich dann die schweren Schuhe aus und stieg zur Ruhe auf die Pritsche. Doch gar nicht lange dauerte es, so hörte der Schütze den Stier auf dem Gampen draußen brüllen und gegen die Hütte kommen. Daselbst stieß und rüttelte das unbändige Thier so lange an der Thüre, bis der Stock von innen umfiel und dieselbe sich knarrend öffnete. Der Stier kam in die Hütte und schritt zu dem noch brennenden Herdfeuer hin. Voller Angst betrachtete der Gemsenjäger auf der Pritsche droben den unheimlichen Stier mit seinen glotzenden Augen, der mit dem aus seinem Maule fließenden Geifer jeden Augenblick das Feuer auszulöschen drohte. Jetzt im Nu sprang der gewaltig erschrockene Jäger von der Pritsche und eilte in bloßen Strümpfen über Stock und Stein seinem heimatlichen Dorfe Zams

zu. Wie er daselbst, im Schweiße gebadet und leichenblass, angelangt war, warf er noch schüchtern seinen Blick auf die Hütte zurück, welche in hellen Flammen aufloderte. Am anderen Tage jedoch stand diese Sennhütte wieder unversehrt auf ihrem alten Platze, und keinem Bauern fehlte ein Stier, der etwa auf der erwähnten Alpe vergessen worden wäre.

---

50. Die Geisterherde.

„Hiasa Söpp", Bauer von Außerlangesthei, wollte sich eines Morgens sehr früh in die Bergmähder begeben, um aus seinem Stadel einen „Zocha" (Fuhre) Heu auf dem Schlitten nach Hause zu fahren. Wie derselbe über den Viehweg der Alpe Albli dahinschritt, hörte er plötzlich das Schellengeläute herannahender Kühe. Weil es Winter und noch Nacht war, so kam dies dem Bauern höchst sonderbar vor. Er trat neben den Weg und ließ die Herde Kühe an sich vorbeiziehen. Als er aber hinter derselben den Hirten erblickte, so fiel er in Ohnmacht, und wie er wieder zu sich gekommen, stand die Sonne bereits am westlichen Himmel.

---

51. Messelesende Priester.

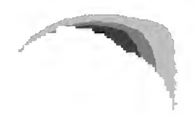
a) Es war eben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als dem Langestheier Meßner Folgendes begegnete:

Dieser Kirchendiener hatte einigemale, wann er des Nachts noch das Gotteshaus besuchte, um beim ewigen

Lichte Nachschau zu halten, einen Priester bemerkt, der im Messkleide und mit dem Kelche in der Hand unter der Sacristeithüre stand und in das Presbyterium hinausrief, ob kein Ministrant da wäre. Das kam dem Messner höchst sonderbar vor, und er konnte sich diese nächtliche Erscheinung nicht erklären. Als nun derselbe wiederum wie früher diesen Priester zur Nachtzeit in der Kirche gewahrt hatte, so theilte er den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieser rieth ihm, er solle, falls sich der genannte Priester nochmals zur nächtlichen Stunde sehen lasse und nach einem Ministranten frage, demselben unbedenklich Folge leisten und ministrieren. Der Messner hatte den Rath des Curaten befolgt; er diente dem geisterhaften Priester bei der hl. Messe, und als derselbe damit fertig war, so stand er plötzlich schneeweiß vor ihm, bedankte sich höflichst und sagte: „Bei meinen Lebzeiten hatte ich einmal eine Messe, wofür ich das Geld in Empfang genommen, zu lesen vergessen. Das hatte zur Folge, dass ich nach meinem Ableben viele Jahre leiden musste, bis ich jetzt durch dich erlöst worden bin“. Darauf verschwand er und wurde von da ab nimmer vom Messner in der Kirche bemerkt.

---

b) Im Dorfe **Mils** (bei Imst) waren eines Abends die Nachbarn bei einem Bauern mit dem Auskörnen der Maiskolben beschäftigt. Da hiezu meistens jüngere Leute beiderlei Geschlechtes sich einfinden, so ist die Unterhaltung gewöhnlich auch ziemlich lebhaft und gemüthlich, und Redestoff gibt es in Hülle und Fülle.



Da kommt man auch häufig auf Geistergeschichten, auf Märchen und Sagen zu sprechen, und das eine weiß dieses, das andere jenes zum besten zu geben. Dazumal erzählte eine Weibsperson, sie sei eines Abends in der Kirche gewesen, und ohne dass sie es geahnt, habe sie der Mesner, der sie auch nicht beachtet, in derselben eingeschlossen. Sie habe einen großen Theil der Nacht mit beten zugebracht. Um 12 Uhr sei ein Priester, mit dem Messkleide angethan, aus der Sacristei gekommen und zum Altare getreten. Hier habe er sich umgewandt und gefragt, ob niemand da wäre, der ihm bei der hl. Messe dienen könnte. Sie habe aus Furcht geschwiegen. Da habe er wie gewöhnlich die hl. Messe gelesen und sei dann wieder in die Sacristei gegangen.

Wie ein Bursche diese Erzählung angehört hatte, so dachte er sich sogleich: „Morgen abends will ich mich ebenfalls in der Kirche einschließen lassen, um zu sehen, ob wirklich das von der Person Mitgetheilte Grund hat; so ohneweiters kann ich das nicht glauben“. Gedacht, gethan! — Kaum hatte die Thurmglocke Zwölfe geschlagen, so trat wiederum der geisternde Priester im Messgewande aus der Sacristei auf den Altar. Hier drehte er sich um und fragte, ob kein Ministrant da wäre, der ihm bei der hl. Messe diente. Der Bursche, offenbar eingeschüchtert und für den Augenblick nicht darauf gefasst, schwieg dazu; als aber jener abermals die gleiche Frage stellte, so meldete er sich, trat zum Altare vor und diente demselben bei der Messe. Als der Priester diese beendet hatte, so stand er sofort schneeweiß vor dem Burschen, dankte diesem herzlichst für den großen Dienst, den er

ihm erwiesen, und fügte bei: „Ich habe einmal in der hl. Nacht, obgleich es mir leicht ermöglicht gewesen wäre, keine hl. Messe gelesen; deshalb musste ich nach dem Tode allnächtlich um 12 Uhr so lange eine Messe lesen, bis durch einen günstigen Zufall mir jemand bei der hl. Opferhandlung dienen würde. Und das ist jetzt durch dich geschehen". Darauf verschwand er [1]).

---

52. Die nächtliche Erscheinung.

Der „Kitzhändler" Nikolaus Zauser (ein Bekannter meines Vaters), wohnhaft in dem zu Kappl gehörigen Weiler Perpat, hörte einst, wie er spätabends auf dem Heimwege begriffen war, eine Stimme hinter sich flehentlich rufen: „Klos, Klos!" Dieser schaute um und erblickte vor sich eine verstorbene Person, die er zwar, wie er behauptete, sehr gut kannte, aber niemandem verrieth, wer sie eigentlich war. Dieselbe sagte: „Wenn ich, Klos, noch für 6 fl. Messen zu meiner Erlösung brauche, lässest du dann dieselben für mich lesen?" Klos erwiderte ohne viel Nachdenkens: „Ja". Darauf verschwand die Verstorbene. Seitdem vergiengen viele Jahre. Klos war unterdessen als Arbeiter in Köln beschäftigt, und wie er einmal an einem Zahltage viele blanke Silberstücke in Empfang genommen hatte, da klopfte es in der folgenden Nacht mehreremale an die Thüre der Schlafkammer. Klos hatte den Kameraden, der bei ihm

---

[1]) Über nächtlichen Gottesdienst vgl. Zingerle, Nr. 483 ff. und die Anm. zu Nr. 482.

im Bette lag, geweckt, doch dieser hörte kein Klopfen. Klos stand auf und gieng zur Thüre hinaus. Da stand die Verstorbene, welche ihn früher einmal auf dem Heimwege angesprochen hatte, wieder vor ihm und fragte ihn: „Klos, lässest du jetzt für mich die hl. Messen lesen, die du einst mir versprochen?“ Klos bejahte es und hielt auch am folgenden Tage sein Versprechen, wodurch die arme Seele erlöst wurde.

53. Der Warnungsruf.

Georg Pöll von Außerstockach mähte einst in den sogenannten Rinnern, das sind hochgelegene, wilde Bergwiesen. Wie er in der besten Arbeit war, so hörte er zweimal den Ruf: „Jörg, fluich!“ („Georg fliehe!“) Da dachte sich dieser: „Wer ruft denn mir in dieser Einsamkeit, und was will wohl dieser Ruf bedeuten?“ Als aber bald darauf diese Stimme zum drittenmale und zwar sehr eindringlich erscholl, da legte Georg in der Ansicht, dem dritten Rufe müsse man folgen, hastig die Sense weg und floh ein Stück von seinem Mähplatze fort. Sogleich stürzte unter furchtbarem Krachen vom Gebirge eine Felswand gerade auf die Stelle nieder, wo jener gemäht hatte; die Sense war zertrümmert. Durch den Warnungsruf der armen Seelen, für deren Erlösung Georg oft und vielmals gebetet hatte, wurde dieser vom augenscheinlichen Tode errettet.

54. Das letztemal auf dem Heimgarten.

Ein Außerstockacher liebte ein Mädchen in Außerlangesthei, das er gern abends besuchte. Die Mutter

des Burschen aber wollte von dieser Liebschaft nichts wissen, bat und beschwor ihn inständigst, er möge doch diese Person, die ihr ganz und gar missfalle, sich aus dem Kopfe schlagen und für immer deren Haus meiden Indes diese Bitten und Mahnungen, so gut sie auch gemeint waren, blieben auf die Dauer fruchtlos. Da traf es sich, dass die Mutter sterbenskrank wurde. Sie rief ihren Sohn und bestürmte ihn mit den heftigsten Vorstellungen und heißesten Bitten, das genannte Mädchen zu verlassen und niemals mehr zu besuchen. Diese Mahnungen der sterbenden Mutter giengen dem sonst guten Sohne doch zuherzen; er versprach ihr feierlichst, mit jener Person sein Verhältnis auf ewig zu brechen.

Geraume Zeit war verstrichen, und der Sohn hatte das seiner Mutter gegebene Versprechen fleißig gehalten. Das Mädchen jedoch ließ nicht ab, den Burschen, welchen es so innig liebte, auf den Heimgarten einzuladen, und bot alle Mittel auf, denselben wieder an sich zu fesseln. Diese Versuche schlugen auch nicht fehl. Der Bursche hatte eines Abends sich wieder in dem Hause des Mädchens eingefunden und sich mit diesem aufs angenehmste unterhalten. Wie es Zeit zum Aufbruche war, so verabschiedete er sich herzlichst von seiner Geliebten und gieng heimwärts. Als er bei dem Backofen ankam, wo der Weg sich theilt, da kniete, wie er ganz deutlich wahrnahm, mit gefalteten Händen seine Mutter vor dem alten Missionskreuze beim Widum drunten. Voll Angst schlug der Bursche jetzt nicht mehr diesen Weg ein, sondern lief auf den „Kirchplatz" hinauf, über

den „Freithof" und von da auf der anderen Seite hinunter, während die Mutter hastig beim alten Schulhause herüberkam und ihm nachsetzte. Hierauf rannte er mit Leibeskräften — hart hinter ihm her die Mutter — bis zum elterlichen Hause (es ist das unterste in Außerstockach, gegenwärtig Eigenthum des J. A. Siegele) und sprang dort, ohne sich mehr Zeit zu gönnen, die Hausthüre zu öffnen, auf den Söller hinauf und in die Kammer, während die Mutter bereits unten bei der Thüre stand und ihn mit lauter Stimme aufs ernstlichste für die Zukunft warnte. Von da ab erschien der Bursche nie mehr auf dem Heimgarten in Außerlangesthei.

---

55. Der Butz auf dem Nêza.

In einem Maisäß auf dem Neza (bei St. Gallenkirch) fütterte ein St. Gallenkircher Bursche einige Monate im Frühling und Herbste das Vieh seines Vaters. Während dieser Zeit wohnte er in dem ihnen gehörigen, im Winter gänzlich verlassenen Hause, das nahe bei der Stallung stand. In dieser Einsiedelei besuchte den Burschen häufig ein Butz und vertrieb ihm durch sein redseliges Wesen die Langeweile. Gleich bei seinen ersten Besuchen hatte derselbe dem Bewohner dieses Hauses erklärt, er dürfe ihn über alles Mögliche fragen, und er werde ihm darauf antworten; nur über das Jenseits oder die Ewigkeit solle er ihn mit seinen Fragen verschonen, da er ihm hierüber keine Aufschlüsse geben dürfe. Besonders gern fand sich der erwähnte Butz zur Zeit des Nachtessens in der Wohnstube des Burschen ein und „schwätzte"

mit diesem über die verschiedensten Gegenstände. Der Butz hatte allmählich den Jüngling so liebgewonnen, dass er jedesmal, wenn dieser im Spätherbste mit seinem Vieh zuthal nach St. Gallenkirch fuhr, außerordentlich verstimmt und zu Thränen gerührt wurde. Da traf es sich einmal, dass an einem vorgerückten Herbsttag abends der Butz den Burschen wieder in seiner einsamen Behausung besuchte und recht gemüthlich mit ihm plauschte. Bevor er sich entfernte, rieth er demselben noch, ja mit seinem Mundvorrathe, der bereits auf die Neige gieng, gehörig zu sparen. Der Bursche hatte eben, da die Zeit schon sehr weit vorgeschritten war, im Sinne, mit seiner kleinen Herde nächster Tage das Neza zu verlassen; doch befolgte er fleißig den guten Rath des Hausgeistes und wurde so in die günstige Lage versetzt, dass er mit seinem kärglichen Mundvorrathe noch eine ganze Woche auskommen konnte. Auch fühlte er bald den Grund, weshalb ihm der Butz diesen wohlgemeinten Rath gegeben. Denn gleich am folgenden Tage schlug die Witterung um, es wurde kalt und windig, und kleine Schneeflocken wirbelten massenhaft durch die Luft. Am nächsten Morgen war bereits der größte Schnee gefallen, während es immer noch zu stöbern und zu schneien fortfuhr, so dass an eine Heimfahrt nicht zu denken war. Als sich endlich der Himmel wieder klärte und die goldene Scheibe der milden Sonne am blauen Firmamente erglänzte, da war der Bursche sofort entschlossen, dem Neza sein Lebewohl zu sagen. Allein diesem Vorhaben trat noch rechtzeitig der Butz entgegen und ersuchte jenen freundlich, wenigstens noch zwei Tage bei ihm auszuharren, da ihn

sonst ein schweres Unglück treffen könnte; seine Angehörigen in St. Gallenkirch hätten freilich großen Kummer um ihn. Der Bursche schenkte abermals den Worten des besorgten Hausgeistes geneigtes Gehör und verblieb, wenn auch sehr ungern, noch zwei Tage auf dem Neza. Am dritten Tage frühmorgens endlich erschien der Butz wieder und eröffnete dem traurigen Burschen, dass er jetzt getrost in die Heimat ziehen dürfe, da jede Gefahr für ihn beseitigt sei. Hocherfreut verabschiedete sich nun der Bursche von dem weinenden Butze und trat dann mit seinem Viehe den Heimweg an. Jetzt erst sah er ein, welch furchtbares Unglück ihn mit seiner „Habe“ ereilt haben würde, wenn er früher vom Neza aufgebrochen wäre. Denn in dem Tobel, durch den er zog, war da und dort der Weg von Lawinen verschüttet, die von den Berghalden in die Tiefe gestürzt waren. Glücklicherweise waren bereits Männer, im festen Glauben, der Bursche liege mit dem Vieh unter einer Lawine begraben, mit „Pickeln“ und Schaufeln von St. Gallenkirch aufgebrochen und hatten soeben den Weg wieder gangbar gemacht, als zu ihrer größten Freude der todtgeglaubte Freund mit seiner Herde unverletzt und gutes Muthes ihnen entgegenfuhr.

---

56. Der Butz im Schattenort.

Es war gegen Ende der Dreißiger Jahre, als ein lediges Frauenzimmer, allgemein bekannt unter dem Namen „Hanslas (oder Hanseles) Maiggi“, ein ziemlich einsames Haus im sogenannten Schattenort

(d. i. einem kleinen nur aus vier verstreut gelegenen Häusern bestehenden Weiler am linken Ufer der Ill, gerade der Expositur Gortipol gegenüber) bewohnte. In diesem hielt sich damals ein Butz auf, der sich beitage nicht ungern sehen ließ Heizte das Maiggi den Ofen, so näherte sich der unheimliche, ganz schwarze Mann und wärmte sich beim Feuer; war die Hänguhr in der Wohnstube abgelaufen, so zog er dieselbe auf und zwar auf eine sonderbare Weise. Er ergriff nämlich mit seiner Rechten oben die leere Kette und zog diese in einem Zuge bis auf den Boden, während die andere mit einem Bleigewichte belastete gleichzeitig in die Höhe emporschnellte. Hatte das Maiggi sein natürliches Kind in die Wiege gelegt, so erschien plötzlich der Butz und schaukelte dieselbe, anfangs sanft, allmählich aber so heftig, dass sie umkippte, ohne dass das Kind herausgefallen oder auch nur aus seinem Schlummer erwacht wäre. Das gefiel dem Schwarzmann so sehr, dass er dabei jedesmal in ein lautes Gelächter ausbrach und vergnügt die Stube verließ. Weil das Maiggi den Butz bei diesen Handlungen unbehelligt ließ, ja häufig noch für ihn betete, dass er von seiner Pein erlöst werden möchte, so hatte sie von ihm nicht das Mindeste zu leiden.

Dagegen neckte dieser Butz einen gewissen Schrammel, der unmittelbar nach dem Maiggi das nämliche Haus bezogen hatte, auf alle mögliche Weise, weil derselbe, wenn dieses spukende Wesen sich zeigte, um seine gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen, gern heftig schimpfte und fluchte.



57. Der schwarze Mann in der Kammer.

Jakob Konrad von Langesthei, gewöhnlich „Tenga Joggl" genannt, ein frommer Mann († 1851), betete eines Abends vor dem Schlafengehen in der Stube, worin er sich gerade allein befand, sein Nachtgebet. Da gewahrte er auf einmal durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Thalseite, unterhalb der Galtalpe Stiel, ein hellaufblitzendes Licht. Weil es mitten im Winter war und man daher nicht wohl annehmen konnte, dass zu dieser Zeit noch spätabends jemand mit einem Lichte im Walde sich befände, so sagte Jakob zu sich selbst: „Das ist der Butz, von dem ich öfter schon gehört habe! Ich möchte alles aufbieten, um diesen zu erlösen, wenn es anders angienge". Hierauf gieng er in seine Schlafkammer und legte sich zu Bette. Doch gar nicht lange dauerte es, so war plötzlich die ganze Kammer hellbeleuchtet, und wie er so vor sich hinblickte, da bemerkte er in derselben eine Menge Schafe und in deren Mitte einen großen schwarzen Mann, der den Arm mit geballter Faust ausgestreckt hielt; an der gegenüberliegenden Wand war eine Hängstelle voll Brot. Da erschrak der gute Jakob derartig, dass er kein Wort an den geisternden Mann zu richten wagte, sondern sich tief unter die Bettdecke verbarg. Er habe auch, wie mir von anderer Seite mitgetheilt wurde, einige hl. Messen lesen zu lassen versprochen, wenn ihm für diesmal nichts Übles begegnete.

Mein Nachbar, der mir diese Sage, die er aus dem Munde des Jakob Konrad selbst gehört hatte, erzählte, glaubte, dieser schwarze Mann dürfte vorzeiten

Schäfer auf der Galtalpe Stiel gewesen sein und sich dort, sei es durch Schafdiebstähle, sei es durch zu große Brotforderungen von den Eigenthümern der Schafe oder durch Ähnliches versündigt haben.

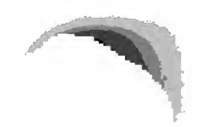
58. Der Butz sitzt auf.

Beim Morcabrunna (Marcusbrunnen) am Saume des Pirchacher Waldes gieng voralters ein Butz um. Als einst ein Bauer von Außerstockach spätabends von dem Weiler Pirchach sich nach Hause verfügen wollte und in den erwähnten Wald kam, so setzte sich plötzlich der Butz als centnerschwere Last auf dessen Rücken, und der heftig erschrockene Mann musste denselben tragen bis zum obersten Hause (dem sogenannten Bielerhäusle) des Weilers Innerstockach. Da sagte der Bauer, keuchend und schwitzend unter der Last: „Hier muss ich noch hineingehen und mir die Pfeife anzünden“. Der Butz war auf diese Bemerkung abgestiegen und verschwand. Der Mann jedoch blieb in dem „Bielerhäusle“ über Nacht und wartete den nächsten Morgen ab, ehe er den kurzen Heimweg antrat [1].)

59. Der Butz ohne Kopf.

An dem Wege, welcher von der Langestheier Curatiekirche nach dem Weiler Stockach führt, ist in einer Felsennische hinter „Siegels Stadele“ ein Crucifix

[1]) Bütze sitzen gern auf und lassen sich tragen. Vgl. oben, Nr. 46 Anm. und besonders Zingerle, Nr. 355 Anm.



angebracht. Auf dieser Wegesstrecke sah man in früherer Zeit beinacht öfters einen Butz in Gestalt eines großen schwarzen Mannes, dem jedoch der Kopf fehlte. Leute, welche des Nachts bei dem erwähnten Stadele vorbeigehen mussten, thaten dies mit bangem Herzen, ja viele schlugen einen anderen Weg ein. Der Herr Curat von Langesthei hatte vom Widum aus diesen Butz häufig beobachtet. Wie er einmal spät am Abend durch das Stubenfenster hinausschaute, da kam der Butz gerade von dem Crucifixe gegen Siegels Stadele. Da dachte sich der Curat: „Warte, Butz, jetzt will ich dich zurücktreiben oder allenfalls erlösen!" nahm ein großes Buch unter den Arm und verließ rasch seine Wohnung. Als aber der Butz schon bei dem Kirschbaume neben dem alten Schulhause daherschritt, so überkam den Curaten sofort große Furcht, dass er eiligst wieder in den Widum lief und von da ab nimmer sich mit dem Gedanken trug, diesen Butz zu erlösen [1]).

---

60. Die drei schwarzen Männer.

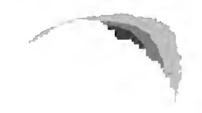
Der Herr Curat Pöschl, welcher von 1844—1854 die Seelsorge von Langesthei versah, hatte in der Nacht dem Johann Lechleitner von Innerstöckach die Seele ausgesegnet und sich dann auf den Heimweg begeben. Als er bei „Siegels Stadele" angelangt war, so bemerkte er auf der Stelle, wo der Weg sich theilte, drei große schwarze Männer. Wie er sich der Weg-

[1]) „Geister erscheinen oft ohne Kopf oder tragen denselben unter dem Arm" Zingerle, Nr. 357 Anm.

scheide näherte, schlug der eine Mann den Weg nach dem „Freithofe“ ein der andere stieg auf den Kirschbaum, der beim alten Schulhause stand, hinauf, während der dritte unten beim Widum vorbeigieng. Todtenblass rannte Pöschl in den Widum und getraute sich nicht mehr, die Schlafkammer aufzusuchen, sondern die Häuserin musste ihm Strohsack und Bett in die Wohnstube zum Schlafen schleppen. Von der Zeit an musste stets jemand den genannten Curaten, wenn er in der Nacht Schwerkranke besuchte, bis in den Widum zurückbegleiten.

61. Der nächtliche Mäher.

Bei hellem Mondscheine in der Nacht begab sich vorzeiten ein Bauer von Außerlangesthei nach dem Abendessen noch in seine unweit der Häuser gelegene Wiese, die sogenannten Böda, um dort zu mähen. Nachdem er eine Zeitlang dieser Arbeit obgelegen, so erschien im Mahde ein fremder Mann, versehen mit Sense, Kumpf und Wetzstein, und fieng ebenfalls an zu mähen. Da dachte sich der Bauer: „Wer mag wohl dieser mir gänzlich unbekannte Mensch sein, der mir heute zu so später Stunde bei der Arbeit behilflich ist?“ und „mähte voran“. Der Fremde aber mähte so rasch jenem nach, dass dieser sich ungemein beeilen musste, um nicht, wie man sagt, „ausgemäht“ zu werden. (Auffallend ist, dass keiner von beiden ein Wort zum anderen sprach.) Wie es beim Morgengrauen vom Thurme der nahen Langestheier Kirche zum Ave läutete, so war dieser fremde Mäher auf einmal verschwunden. Da erst bemerkte der



Bauer, dass, wo jener gemäht hatte, alles Gras stehen geblieben war. Jetzt war er überaus froh, ohne Schaden davongekommen zu sein, wagte es jedoch später nie mehr, bei der Nacht auf dem Felde zu arbeiten [1]).

---

62. Der Mann auf dem Baume.

„Söppa Jörg" († vor etwa 10 Jahren) von Sinsen (unweit Kappl) war mit einem Kapplerberger frühmorgens im Begriffe den Weg nach dem „G'fäll" einzuschlagen. Beim sogenannten spitzigen Stein, der etwa 1 ½ km südlich vom Weiler Holdernach steht, trat Jörg abseits, während sein Gefährte in der Meinung, derselbe habe ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, langsam vorangieng und sich dabei die Pfeife stopfte und anzündete. Als geraume Zeit verstrichen war und Jörg nicht nachfolgte, so kehrte der Kapplerberger wieder bis zum spitzigen Stein zurück und rief: „Jörg, Jörg, wo bist du denn so lange?" Wie er etwas Nachschau hielt, so erblickte er denselben zuoberst auf einer hohen Tanne. Auf die Frage, wie er denn da hinaufgeklettert sei, erwiderte Jörg, nachdem er heruntergestiegen war, es habe ihn ein warmes Lüftchen angeweht und von da an habe

---

[1]) Die Nacht ist keines Menschen Freund und gehört den Geistern; daher soll man nicht ohne große Noth beinacht auf dem Felde arbeiten. Selbst die Fenster der Schlafkammer des Nachts offen zu lassen oder durchs Fenster hinauszuschauen gilt vielfach im Paznaun als „ungluckſom" (nicht geheuer). Vgl. Zingerle, Nr. 313 ff. und die Anm. zu 313.

er ganz die Besinnung verloren, so dass er nichts mehr wisse, was mit ihm geschehen [1]).

63. Der brennende Kohlensack.

Der Langestheier Müller, Franz Pöll, war eines Abends vom „G'fäll" hereingekommen und kehrte kurze Zeit im Wirtshause Wald zu. Da dachte er sich: „Heute besuche ich noch ein wenig die Sailers in Holdernach; sie haben mich ja schon öfters eingeladen". Wie Pöll auf Falbeles-Egg kam, schwebte über die alte Thalstraße, eine merkwürdige Erscheinung die vorn (gegen Pöll) wie ein riesig großer Kohlensack aussah, aus dem hinten wie aus einem Backofen ein gewaltiges Feuer brannte. Jetzt spürte der Müller keine Lust mehr, nach Holdernach in den Heimgarten zu gehen, sondern schlug eine andere Richtung ein, dem Weiler Angerhof zu. Als er in dessen Nähe war, so blickte er nochmals nach der Erscheinung um. Da loderte im Holdernacher Tobel ein fichtenhohes Feuer zum Himmel empor [2]).

64. Der Butz beim Glitter Brunnen.

Dieser befindet sich unweit des Wirtshauses zum G'fäll an der alten Thalstraße im Walde, hat sehr gutes Quellwasser, doch gehen die Leute beinacht deshalb an ihm scheu vorüber, weil dabei ein Butz spuken soll.

[1]) Bis zum spitzigen Stein erstreckte sich der Spuk des „Falbelers". Vgl. über diesen Nr. 66 Anm.

[2]) Dieses Feuer war der „Falbeler", der sich in allerlei Gestalten wandeln konnte. Vgl. Nr. 66 Anm.

Anton Hauser, mein Oheim, war in den Fünfziger Jahren bei der Nacht durchs G'fäll hereingekommen, und wie er beim erwähnten Brunnen vorbeigehen wollte, so hörte er oberhalb desselben ein Geräusch, und sogleich flatterte ein großer schwarzer Vogel auf seine Mütze und zerkratzte ihm das Gesicht. Erschrocken lief Anton weiter, doch dieser unheimliche Vogel flog ihm bald voran, bald nach, bis er an die Stelle kam, wo eine kleine Kapelle steht und ein Seitenweg von der Straße nach See abzweigt. Anton, am ganzen Leibe zitternd, wagte es nicht mehr, in die Heimat nach Außerlangesthei zu gehen, sondern kehrte in einem benachbarten, ihm gutbekannten Hause des Weilers Lahngang ein und wartete daselbst auf den nächsten Morgen.

65. Irregeführt.

Zwei Stockacher, welche während des Sommers in der Schweiz als Maurer gearbeitet hatten, kehrten im Spätherbste mit dem ersparten Gelde in ihre liebe Heimat zurück. Schon waren sie dieser ganz nahe, als quer über den Weg, welcher durch die Hutweide auf Reasa nach Stockach führt, ein langer breitästiger „Taschabom" (Fichte) lag. Der eine Maurer, der rechts von diesem Baume vorübergegangen war, kam glücklich nach Hause, während der andere, welcher links demselben ausweichen wollte, derart „verführt" (irregeführt) wurde, dass er frühmorgens beim Aveläuten zuoberst auf dem „Schwarzschrofen" saß, von wo er eine gute halbe Stunde nach Stockach zu wandern hatte [1]).

[1]) Bütze führen die Leute bei der Nacht (vgl. über diese als

66. Das gefährliche Jauchzen.

a) Etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts gieng ein Bauer von Innerstockach (Langesthei), namens Peter Mair, an einem Sonntag abends in seinen Bergwiesenstadel schlafen, um am nächsten Morgen recht zeitig bei der Arbeit zu sein. Wie es tiefe Nacht war, da jauchzte es hoch oben im Gebirge. Peter erwiderte das Jauchzen. Bald darauf jauchzte es wieder auf der Alpe Albli droben. Der Bauer antwortete abermals mit Jauchzen. Kaum war dies geschehen, so jauchzte es zum drittenmale und zwar unmittelbar vor der Stadelsthüre. Da erschrak Peter Mair gewaltig und versprach viel Geld zu guten Werken, wenn ihm nichts Schlimmes widerführe. Diesmal kam der genannte Bauer mit heiler Haut davon, fasste aber den ernstlichen Vorsatz, nie mehr an einem Sonntag abends sich zur Ruhe in seinen Bergwiesenstadel zu verfügen.

---

b) Schlimmer ergieng es der Stockacher Marianna Lindenthaler. Ihr Bruder Josef, während des Sommers Maurer in der Schweiz, hatte im Spätherbste den Tag seiner Ankunft in der Heimat seinen Angehörigen brieflich mitgetheilt. Daher gieng demselben genannte Schwester in Begleitung ihres jüngeren Bruders Alois eine Strecke

---

feindliche böse Gewalt Zingerle, Nr. 313 Anm.) gern irre. So „verführte" der G'säßbutz die Langestheier Josefa und Francisca Pircher in den Bergwiesen, wie sie in einen etwas fernstehenden Heustadel schlafen gehen wollten, derart, dass sie frühmorgens von dem weit oben auf der Alpe Spidur gelegenen Münschen herabkamen. Vgl. auch oben, Nr. 62.

Weges entgegen. Als beide auf der sogenannten Angerer Platte, wo es wegen des „Falbele"-Butzes, der daselbst öfter zur Nachtzeit umgieng, nicht recht geheuer war, sich befanden, so sagte Marianna zu Alois: „Jetzt jauchze einmal!" Der Bruder aber erwiderte: „Das wage ich hier nicht zu dieser Stunde" — es war nämlich bereits dunkle Nacht. Da jauchzte die Schwester, dass die Felsen wiederhallten. Das musste Marianna theuer büßen; denn sofort wurde ihr von unsichtbarer Hand der Kopf umgedreht, so dass das Gesicht über den Rücken hinabsah. Die Folge davon war, dass das arme Mädchen schwer erkrankte und nach einigen Tagen starb [1])

67. Der Butz im Plattiger Wald.

Etwa 2 km außerhalb des Dorfes Kappl ist der Plattiger Wald, durch den die alte Thalstraße geht. Allgemein ist das Gerücht verbreitet, dass es in diesem

[1]) Eine andere Jauchzerin wurde bei einem ähnlichen Anlasse von dem Falbeler über den Gipfel einer hohen Fichte hinausgeschleudert.

Der alten „Kuchlers" von Kappl, welche in aller Frühe nach Maria Einsiedeln wallfahrten wollte, zeigte sich der Falbeler im Holdernacher Tobel als Ross, das sich auf der Straße bald auf- bald abwärts wälzte, so dass die genannte Person nicht vorübergehen konnte. Erst wie das Aveläuten im Weiler Holdernach ertönte, verschwand dieses Geisterross. — Der „Falbeler" hat seinen Namen von dem zwischen Holdernach und Sesseleben gelegenen Ried Falbele, wo er gewöhnlich spukte. Vgl. über ihn auch die Sagen in Nr. 62, 63, 68.

Walde beinacht nicht „gluckſom“ (geheuer) ſei, da ein Butz, der ſich zuweilen auch in verſchiedene Thiergeſtalten wandle, daſelbſt umgehe. Als früher einmal ein Kapplerberger ſehr zeitig — es war nach Mitternacht — auf den Beinen war, um ſeine Rinder aus der Alpe Fimba (bei Iſchgl) zu holen, und der Weg ihn durch den erwähnten Wald führte, da begegnete demſelben zuerſt ein „Tſchuppa“ (Hauſe) Katzen, die, abſcheulich miauend, hart an ſeinen Füßen vorbeiliefen. Als die „Schmalfüße“ ſich entfernt hatten, ſo kam dem Manne eine Schar Hunde entgegen, die heftig knurrten und gegen ihn die grimmigen Zähne fletſchten. Doch auch dieſe unheimlichen „Köter“ giengen an demſelben vorüber, ohne ihm das geringſte Leid zuzufügen. Schließlich rannte dem Kapplerberger noch eine „Burſcht“ (Schar) Schweine in den Weg und wollte ihm dieſen verſperren. Voll Angſt und Schrecken ſtand der arme Mann, der ſich ſonſt nie in ſeinem Leben gefürchtet hatte, rathlos da und wuſste ſich anfangs nicht zu helfen. Plötzlich fiel ihm ein guter Gedanke bei, der ihn aus der ſchrecklichen Lage befreite. Er betete nämlich das Evangelium des hl. Johannes: „Im Anfange war das Wort . . “. Wie er zu der Stelle: „Und das Wort iſt Fleiſch geworden“ kam, da ſtoben die Schweine, furchtbar grunzend, auseinander und waren im Nu verſchwunden [1]).

[1]) Vgl. die Anm. zu Nr. 28.

68. Das Geisterrind.

Ein Bursche aus Sesseleben (See) war nach Langesthei zu Mädchen in den Heimgarten gegangen. Wie derselbe auf dem nächtlichen Rückwege bei der kleinen Schmiede angelangt war, wo gerade der Bergpfad in die alte Thalstraße ausmündet, kam über diese von dem nahen Weiler Holdernach her ihm ein Rind entgegen. Der Bursche dachte sich: „Dieses Rind hat entweder jemand abends in den Stall zu treiben vergessen, oder es ist — weiß Gott wie — aus demselben entlaufen". Dann trieb er das Rind bis hart vor den erwähnten Weiler zurück, was dasselbe sich auch gerne gefallen ließ, und gieng hierauf in entgegengesetzter Richtung wieder seinen Weg weiter. Alsbald jedoch war das Rind umgekehrt und lief dem Burschen wieder nach. Dieser jagte es, obwohl es sich jetzt etwas sträubte, nochmals zurück. Als aber dasselbe bald darauf dem Burschen zum drittenmale entgegenrannte und sich nimmer zurücktreiben ließ, da eilte derselbe voll Angst über Hals und Kopf — hart hinter ihm her folgte das unbändige Thier — seiner Heimat zu, rannte bei der Hausthüre hinein und schloss diese zu. Daraufhin verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er nur langsam genas. Der „Falbeler" Butz hatte sich in dieses Rind gewandelt [1]).

---

69. Der Butz in Visniz.

In Kappl wirkte einmal ein Geistlicher, dessen größtes Vergnügen es war, in aller Frühe auf den

---

[1]) Über den „Falbeler" vgl. oben, Nr. 66b nebst der Anm.

Hahnenbalz zu gehen. Als Standort dazu wählte er mit Vorliebe das Gebirgsthal **Visniz**, das unfern des Dorfes Kappl auf dem jenseitigen Ufer der Trisanna liegt. An einem Sonntage sagte derselbe wieder einmal zu einem Burschen, der ihn gewöhnlich zu begleiten hatte: „Morgen früh begeben wir uns auf den Hahnenbalz". Der Begleiter war damit vollkommen einverstanden. Vor Tagesanbruch waren beide in dem genannten Thale angelangt. Damals war es sehr frostig, und als sie geraume Zeit auf dem Anstande gewesen, sagte der Geistliche nicht ohne Lächeln: „Du holst uns jetzt dürres Reisig zu einem Feuer, damit wir uns die fröstelnden Glieder wärmen können, und ich werde unterdessen den Butz rufen!" Gesagt, gethan. — Als sofort der Butz erschien, rief der Geistliche: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn". Jener aber erwiderte: „Ich will ihn weder loben noch schelten". Sodann verschwand er wieder. Nachher erklärte der Geistliche, von dem Burschen nach dem Bewandtnis mit diesem Butze befragt, dass derselbe nicht zu erlösen sei.

---

70. Der Butz mit dem feurigen Marksteine.

Ein Bauer aus **Kappl** gieng in gehobener Stimmung des Nachts heimatwärts. Auf dem Wege, der durch Wiesen führte, bemerkte derselbe einen großen schwarzgekleideten Mann, der, mit einem feurigen Marksteine in der Hand, zu wiederholtenmalen rief: „Wohin damit?" Der Angeheiterte antwortete schließlich: „Du Narr, dahin, wo du ihn hergenommen hast!" Und von der Zeit an wurde der butzende Mann nicht mehr gesehen.

Ähnlich ist folgende mir gleichfalls im Paznaun erzählte Sage:

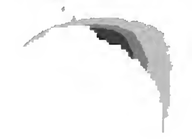
In Grins (bei Landeck) musste eine Magd während der Nacht bei trockener Jahreszeit öfter die Wiesen bewässern. Bei dieser Arbeit erschien ihr nicht selten ein großer schwarzer Mann, der im Mahde hin und her, auf und ab gieng, mit einem feurigen Marksteine in der Hand, und laut rief: „Wohin damit?“ Das Mädchen erschrak darob allmählich heftig und theilte daher den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieser versprach ihr ein schönes Gebetbuch, wenn sie den Muth hätte, dem allenfalls unter gleichen Umständen sich wiederzeigenden Geiste auf seine Frage zu entgegnen: „Wo du ihn herhast!“ Die Magd hatte den Rath des Curaten befolgt, und sogleich stand der Butz in weißem Gewande vor ihr zum Zeichen seiner Erlösung [1]).

71. Die entlarvten Bütze.

In Fließ (bei Landeck) wohnten einst in einem Doppelhause, das ost- und westwärts einen Eingang hatte, zwei Nachbarn, welche miteinander in staunenswerter Eintracht lebten, dass sie der Herr Pfarrer Alois Maß († 1845) den übrigen Bewohnern häufig zur Nachahmung empfahl. Als nun dieselben eines seligen Todes, wie alle fest glaubten, gestorben und noch vom Pfarrer öffentlich am Grabe belobt worden waren, da

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 360, 363, 381—384, Vonbun-Sander, S. 118 f.

dauerte es nicht lange, so bemerkte man vom Fenster eines Hauses im Dorfe aus auf einer nahen Wiese des Nachts zwei schwarze Männer, welche miteinander heftig stritten und mit Feuerbränden sich gegenseitig schlugen, dass die Funken davonstoben. Dieses Ereignis ward schnell im Dorfe ruchbar, und daher fanden sich abends in dem genannten Hause immer mehr Leute ein, um diese Bütze zu beobachten. Alsbald hatte bei der Bevölkerung die Meinung platzgegriffen, diese zwei so friedlichen Nachbarn müssten bei der Bestimmung der Grenzmarken in heftigen Streit gerathen sein und sich so verfehlt haben, weshalb der Pfarrer mit Unrecht diese zwei Männer ihnen so oft als Muster des Friedens vorgestellt. Selbstverständlich verbreitete sich das Gerücht auch im Widum, und der Pfarrer begab sich in Bälde in das erwähnte Haus, um sich von der Sache zu überzeugen. Als es abends 9 Uhr schlug, so erschienen wieder diese schwarzen Männer in der Wiese und zerschlugen einander mit ihren feurigen Markpfählen tüchtig die Köpfe. Da bemerkte der Pfarrer: „Nun gut, ich will jetzt zu diesen Bützen hingehen und sie ansprechen; einige Männer von euch müssen mich begleiten". Sogleich trat er, von mehreren gefolgt, zu jenen hin und beschwor sie, im Namen des dreieinigen Gottes zu erklären, wer sie wären. Dieselben erwiderten, sie seien Teufel, die diesen Spuk verübten, um jene zwei Nachbarn, die so einträchtig und friedlich miteinander gelebt, nach deren Tode bei dem Volke zu verdächtigen und dasselbe dadurch zur Sünde zu reizen. Dies aber war das letztemal, dass man die genannten Bütze beobachtete.



72. Das Mädchen mit den Bändern.

Zwei Flirscher Wildschützen giengen eines schönen Herbsttages in das Thal Verwall, um Gemsen zu schießen. Auf dem Rückwege in die Heimat beschlossen beide, weil es bereits Nacht war und sie bis nach Hause noch mehrere Stunden zu laufen gehabt hätten, in der nahen Alpe Verwall zu übernachten. In kurzem waren sie in der bereits verlassenen Sennhütte angelangt und schürten sich auf dem Herde ein lustiges Feuer, an dem sie sich wärmten. Sodann langten sie den Rest ihres Mundvorrathes aus der Weidmannstasche hervor und verzehrten ihn. Hierauf stopften sie ihre Pfeifen, denen sie in Bälde einen tüchtigen Qualm in die Luft entsteigen ließen, und waren gerade in einem Gespräche über mancherlei Verhältnisse begriffen, als plötzlich ein schönes Mädchen bei der Thüre der Hütte hereinschritt, auf sie zugieng und ihnen ein Bündel Bänder vorhielt. Da die Wilderer ihr die Bänder nicht abnahmen, so gieng sie wieder traurig und niedergeschlagen, ohne ein Wort zu reden, fort. Jenen stieg sofort der Gedanke auf, dass es mit diesem Mädchen nicht recht geheuer sein könnte, daher theilten sie, wie sie wieder in der Heimat waren, den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieser rieth ihnen, sie sollten, wenn sie wieder einmal auf der Jagd zufällig in jener Hütte über Nacht blieben, dem Mädchen, falls es abermals erschiene, die Bänder ohne Bedenken abnehmen. Nach Verlauf mehrerer Wochen begaben sich die zwei Burschen wiederum auf die Jagd und sprachen auf der Rückkehr in der genannten Sennhütte zu. Als sie beim lodernden Feuer saßen, kam wieder das Mädchen

bei der Thüre herein, trat vor sie und hielt ihnen das Bündel Bänder vor. Da nahm es derselben einer ab, und sogleich stand sie schneeweiß vor ihnen und sagte: „Vor vielen Jahren bin ich hier in dieser Alpe Sennerin gewesen und habe einmal an einem sogenannten „Zontage“ frühmorgens einem Bauern, weil dieser mir schöne Schuhbänder versprach, wenn ich ihm viel „Zon“ melkte, die Kühe nicht vollständig abgemolken. Und das war der Grund meines hiesigen Leidens“ [1]).

---

73. Der blasse Geliebte.

Mit Beginn des Frühjahrs wandern viele Paznauner, Männer und Jünglinge, in die benachbarte Schweiz, um dort vorzugsweise als Maurer Arbeit und Erwerb zu finden. So nahm denn auch ein Bursche, im Begriffe die Reise zu Fuß anzutreten, von seinen lieben Angehörigen herzlichen Abschied. Mit seiner Geliebten, welche ihn eine Strecke Weges begleitet und sein Felleisen („Faleisa“) getragen hatte, verabredete er auf einen gewissen Tag an einem bestimmten Orte ein Stelldichein. Denn nicht selten machen Verwandte oder Freundinnen gelegentlich einmal im Sommer (besonders zu Pfingsten) eine Wallfahrt, meistens nach dem zunächst gelegenen Einsiedeln, wobei sie dann ihre lieben Bekannten aufsuchen. Obgenanntes Mädchen traf, freilich erst spätabends und nach langem Warten, seinen Geliebten an dem verabredeten Orte, doch schien derselbe ihr sehr blaß,

---

[1]) Vgl. eine ähnliche Sage bei Vonbun-Sander, S. 120[d].



ungemein niedergeschlagen und traurig und sprach äußerst wenig. Wie sie eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, kamen sie auf einen Friedhof. Hier hieß der Mann die Geliebte eine Weile warten, während er in die Kirche gehen müsste, um darin etwas zu beten. Es war bereits Nacht, und hell leuchtete der Mond. Als geraume Zeit verflossen war, ohne dass der Geliebte aus der Kirche zurückkehrte, so fand dies das Mädchen bedenklich und wandte sich zu dem in der Nähe wohnenden „Sigrist“, um demselben den ganzen Sachverhalt anzuvertrauen. Dieser entgegnete ihr: „Mein gutes Mädchen, der Mann, von dem du sprichst, ist vor kurzem gestorben und liegt hier begraben. Geh nur recht schnell wieder auf den Friedhof hin, lasse dort deinen Unterrock fallen und liegen und eile hastig zurück, sonst könnte es dir übel bekommen“. Das Mädchen that, was ihm befohlen worden, und am anderen Tage frühmorgens sah man die Lappen des zerrissenen Unterkleides an den Todtenkreuzen hangen [1]).

74. Der Geliebte am Kammerfenster.

Zwei ledige Personen hatten miteinander ein trautes Verhältnis, und der Geliebte besuchte sein Mädchen, das gar ferne von ihm wohnte, manchmal des Abends. Als derselbe einmal längere Zeit ausgeblieben war, so wurde das Mädchen traurig und ängstlich und meinte, der Geliebte habe sie verlassen. Da leuchtete der Mond in

[1]) Ähnliche Sagen sind über ganz Deutschland verbreitet. Vgl. Zingerle, Nr. 482—485 nebst der Anm.

einer Nacht sehr hell, und der Geliebte erschien am Kammerfenster des Mädchens und weckte dieses. Wie es sich im Bette erhob, rief jener aus:

„Ach, wie scheint der Mond so hell,
Ach, wie reiten die Todten so schnell!
„Schätzeli“, fürchtest du dich nichts?“

Als das Mädchen erwiderte: „Nein“, so packte er dasselbe und zerriss es wie das „G'strüpp in der Sunna“, d. h. zu Laub und Staub. Der Geliebte war nämlich während seiner längeren Abwesenheit gestorben.

---

75. Das Weiblein im G'fäll.

In den Siebziger Jahren, als in Kappl die Blattern herrschten, musste ein Frauenzimmer, namens Franciscа Pfeifer, in tiefer Winternacht nach Landeck in die Apotheke eilen, um aus derselben für den Herrn Arzt verschiedene Kräuter zu Arzneien zu holen. Eine kleine Strecke außer dem G'fällgasthause, ungefähr 20 Minuten vor dem berühmten Trisanna-Viaducte, bemerkte genannte Person einige Schritte oberhalb der Straße ein Weiblein. Die Pfeifer gieng etwas weiter, drehte sich aber bald in ihrer Neugier wieder um und sagte zu dem Weiblein, es solle sich beeilen und mit ihr gehen. Auf diese Aufforderung hin lief aber dasselbe über eine schneefreie Halde hinauf. Der Pfeifer, welche sonst nicht leicht eine Furcht anwandelte, fiel dies auf und beschleunigte ihre Schritte. Wie sie sodann über die G'fällbrücke geeilt war und zu der Ruhebank, bei der ein Crucifix und ein Gemälde angebracht sind, kam, da kniete dieses Weib-

lein auf der genannten Bank und betete. Die Pfeifer erschrak gewaltig darüber und rannte, ohne ein Wort zu reden, weiter. Als sie jedoch bald darauf verstohlen zurückblickte, schritt das Weiblein durch den Wald hinauf und weinte heftig. Das war offenbar, wie sich erwähnte Person nicht nehmen ließ, eine arme Seele, die der Erlösung nahe war. Hätte die Pfeifer etwa den im Paznaun allgemein üblichen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu diesem auf der Ruhebank knienden Weiblein gesprochen, so würde es wahrscheinlich erlöst worden sein. Dieses butzende Weiblein soll früher auch manchmal von anderen Personen beinacht im G'fäll gesehen worden sein.

---

76. Die umgehende Wöchnerin.

Zunächst hinter der schönen großen Kirche des Dorfes Kappl und hart an der alten Thalstraße steht ein Haus, das ehemalige „Augustina-Haus“, von dessen Stubenfenstern aus man sehr gut auf die innere und obere Seite des „Freithofes“ sieht. In jenem fanden sich häufig fröhliche junge Burschen ein, um den hübschen Haustöchtern ihre Besuche abzustatten und sich mit ihnen zu unterhalten. Eines Abends waren wieder mehrere in dem erwähnten Hause auf dem Heimgarten versammelt, wo es recht gemüthlich hergieng. Es wurde gescherzt und gelacht, gesungen und getanzt. Da blickte von ungefähr ein Bursche zum Fenster hinaus und bemerkte, wie ein Weiblein aus dem Grabe stieg und über dieses ein weißes Leintuch breitete. Sodann schritt es ziemlich hastig bei der Kirche hinauf und über das „Meßner-

egg" hinaus, wo es den Blicken der Zuschauer entschwand. Da sagte einer aus der Gesellschaft: „Ich glaube nicht, dass jemand von uns sich jetzt getraute, das Leintuch vom Grabe zu holen". Alle sahen einander fragend an. Über einer Weile bemerkte ein Bursche: „Fürwahr, ich habe den Muth dazu!" lief zum Grabe hin und brachte das Leintuch in die Stube. Indes gab man bei den Fenstern fleißig acht, ob etwa das Weiblein auf den Freithof zurückkehren möchte. Nicht allzu lange dauerte es, so erschien dasselbe wieder auf dem Messneregg, stieg hinab in den Freithof zum Grabe, und wie sie das Leintuch nicht mehr vorfand, blickte sie eine Zeitlang herum und schritt dann eilfertig dem Augustinahause zu. Wie dies die Burschen sahen, warf sogleich einer das Leintuch zum Fenster hinaus. Das Weiblein hob dasselbe auf, sagte aber voll Ernst: „Gut, dass ich nicht in die Stube selbst habe gehen müssen, um das Leintuch zu holen; dann hätte ich den frevelhaften Burschen in Stücke zerrissen. Dergleichen, Buben, thut ja nie mehr in eurem Leben!" [1]).

77. Die Leiche.

In dem hochgelegenen Paznauner Alpendorfe Galtür war es früher Brauch, dass, wenn eine männliche

[1]) Diese Wöchnerin entstieg dem Grabe und eilte dem Weiler Perpat zu, um ihr Kind zu pflegen. Im Paznaun war es früher üblich, den verstorbenen Müttern zu diesem nächtlichen Gange ein Paar Schuhe mit in den Sarg zu geben. Dass solche Wöchnerinnen kommen, ihre Kinder zu pflegen, wird auch anderwärts erzählt. Vgl. hierüber die Belege bei Zingerle, S. 600 Nr. 62; ähnliche Sagen finden sich dort auch in den Nr. 496 ff.

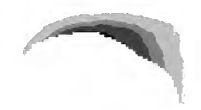
Leiche im Hause lag, Mannsbilder, bei einer weiblichen hingegen Weibsbilder des Nachts wachten und zu einer gewissen Stunde, gewöhnlich um 11 Uhr, für dieselbe beteten. Nun geschah es, dass ein lediges Frauenzimmer starb und die Reihe an die Jungfrauen kam, bei der Verstorbenen Nachtwache zu halten. Da beschlossen drei Burschen, den Mädchen bei diesem Wachen gewaltige Furcht einzujagen. Einer führte den verabredeten Plan aus, während die beiden andern die Mädchen in gewisser Entfernung beobachten sollten. Der Bursche legte nämlich in der Dämmerung, als die Jungfrauen sich noch nicht bei der Leiche eingefunden hatten, dieser heimlich einen Bindfaden um den Arm, knüpfte denselben daran fest und warf dessen anderes Ende zum geöffneten Fenster hinaus, worauf er sich hastig entfernte. Wie nun die Mädchen, nachdem sie das übliche Gebet für die Seele der Dahingeschiedenen verrichtet, bei Speise und Trank sich gemüthlich unterhielten, zog auf einmal der erwähnte Bursche vor dem Fenster draußen an der Schnur, so dass es der Leiche den angebundenen Arm in die Höhe hob. Sofort bemerkten dies die Mädchen und erschraken derartig, dass alle in größter Bestürzung auf- und davonliefen und sich an der Thüre nahezu die Köpfe einrannten, weil ein jedes von ihnen zuerst das Haus verlassen wollte. Darauf erhob sich die Leiche wirklich von ihrem Lager, lief dem Burschen, der genannten Unfug getrieben, nach und zerriss ihn, während sie den beiden andern ernstlich drohte, sie im Wiederholungsfalle ebenso zu bestrafen [1].

[1] Vgl. Zingerle, Nr. 428.

78. Das Kegelscheiben.

a) Ein Burgfrieder Knabe hatte in dem benachbarten Walde Reisig gesammelt und war mit seinem Bündel bis unmittelbar vor das Schloss Wiesberg, das hart am Eingange ins Paznaun liegt, gekommen. Daselbst sah er zu seiner größten Verwunderung eine Kegelbahn, auf der mehrere schwarzgekleidete Herren spielten. Diese winkten ihm, ohne ein Wort zu sprechen, er solle ihnen die Kegel aufsetzen und die Kugel herausrollen lassen. Der Knabe dachte sich: „Nu, das sind gewiss Landecker Herren, welche mir für das Kegelaufsetzen nicht sonderlich viel geben würden; gleichwohl will ich denselben auf kurze Zeit diesen Gefallen erweisen". Dann setzte er den Herren eine geraume Zeit hindurch die Kegel auf, ohne dass sie ihm einen Heller dafür bezahlt hätten. Das verdross den Knaben sehr, so dass er leise zu sich sagte: „Noch während ein paar Spiele unterziehe ich mich dieser Mühe, und dann entferne ich mich". Die Herren schoben weiter, doch bald war das Spiel zu Ende. Jetzt deuteten sie dem Knaben, er solle Kugel und Kegel als Entschädigung für seine Mühewaltung mit nach Hause nehmen. Derselbe aber dachte sich: „Was soll ich mit diesem lumpigen Kegelspiel anfangen? Das hilft mir zu nichts!" und, darauf vollständig verzichtend, gieng er fort. Da hörte er es im Schlosse drinnen laut und heftig weinen, und als er nochmals nach demselben umblickte, war von der Kegelbahn und den Scheibern nicht die geringste Spur mehr sichtbar.

Da von dem genannten Schlosse noch jetzt die Sage



geht, es liege darin ein goldenes Kegelspiel als Schatz, den bisher noch niemand gehoben, vergraben, so dürfte sich für den Knaben das angenommene Geschenk wahrscheinlich in lauter Gold verwandelt haben.

---

b) Ein Tobadiller Knabe hütete anfangs Frühling auf der Halde südwestlich von Wiesberg die Ziegen. Wie er zufällig einmal zur Schlossruine kam, so winkten ihm drei Herren und ersuchten ihn, er möchte ihnen eine Zeitlang die Kegel aufsetzen und beide Kugeln herausrollen lassen. Der Hirte entschuldigte sich und entgegnete, er müsse die Ziegen hüten; doch als jene ihm versicherten, dieselben würden sich nicht verlaufen, so willfahrte er dem Wunsche dieser ihm völlig unbekannten Herren, welche beim Scheiben in Bälde sich sehr ereiferten und miteinander zu streiten und zu zanken anfiengen. Nach Beendigung des Spieles sagte ein Herr zum Knaben, er möge Kugeln und Kegel als Lohn fürs Aufsetzen sich aneignen. Da dachte derselbe: „Wozu brauche ich dieses Kegelspiel? Damit kann ich ja nichts machen. Nur einen Kegel — Kugeln und Kegel waren nämlich sehr hübsch — will ich für meine kleine Schwester als Puppe mitnehmen“. Als jedoch der Hirtenknabe diesen Kegel einige Zeit bei sich herumgetragen hatte, ward er sehr schwer und zu lauterem Golde [1]).

[1]) Von goldenen oder silbernen Kegeln ist in Schatzsagen oft die Rede. Vgl. Zingerle, Nr. 513 ff. und Vonbun-Sander, S. 123.

---

79. Das Goldstücklein.

Ein Tobadiller Weiblein, eine ziemlich einfältige Person, kam einstens durch Zufall zur äußeren G'fällbrücke, welche in nächster Nähe der Schlossruine Wiesberg, unmittelbar unter dem berühmten Trisanna-Viaduct, über die Sanna führt. Auf dieser Brücke standen, wie das Weiblein gegen alle Erwartung bemerkte, eine Menge schwarzer Säcke mit großen Löchern, aus denen ganz wertlose Waren, wie alte Hadern, Glas- und Schüsselscherben, zerbrochene Wetzsteine u. dgl. hervorlugten. Die Person dachte sich: „Wer mag doch diese alten Säcke mit dem lumpigen Zeuge, das niemanden dienen kann, hieher gestellt haben?" Sie musterte die Ware etwas näher und sagte endlich: „Höchstens einen Wetzsteinstumpf könnte ich zur Schärfung meines Sackmessers brauchen; einen solchen will ich mitnehmen". Sie griff hierauf nach einem Stumpf, steckte diesen in ihren Kittelsack und gieng damit nach Hause. Dort angelangt, wollte sie denselben aus dem Sacke nehmen, doch da fand sie keinen Stumpf mehr. Sodann durchmusterte sie genauer den Sack, und siehe da, in dessen unterster Falte stieß sie auf eine kleine Münze, und als sie diese aus dem Sacke herausnahm, war es ein funkelndes Goldstücklein! Ganz außer sich vor Freude lief das Weiblein wiederum hastig den Berghang zur genannten Brücke hinab, doch diesesmal waren die Säcke mit ihrem Inhalte spurlos verschwunden [1]).

---

[1]) Besonders Kohlen werden gern zu Gold. Vgl. Zingerle, S. 582—586, Vonbun-Sander, S. 48 Nr. 5. Mit unserer Sage ist zu vergleichen eine ähnliche bei Zingerle, Nr. 525.

80. Die Milchnudeln.

Vor vielen, vielen Jahren sammelte ein einfältiger Tobadiller Knabe in dem nahegelegenen Schlosswalde dürres Reisig für die Küche seiner Mutter. Der Junge hatte bald ein Bündel solchen Klaubholzes beisammen, lud dasselbe auf den Rücken und trug es, weil ihn der nächste und bequemste Weg so führte, bis zum Schlosse Wiesberg, wo er für einige Augenblicke zu rasten gedachte. Als der Knabe zufällig seine Blicke auf das gegenüberstehende stattliche Schloss warf, fand er dessen Thor geöffnet und bemerkte eine große Pfanne voll Milchnudeln, die im Flure stand. Wie staunte da der gute Knabe und dachte bei sich: „Hätte ich doch einen Löffel bei mir, wie gerne wollte ich mich — ich spüre ja große Esslust — an diesem köstlichen Mahle erquicken!" Nach langer Überlegung, was er doch thun sollte, um von diesen Nudeln essen zu können, beschloss derselbe endlich, hastig nach Hause zu eilen, um sich einen Löffel zu holen. Rasch war er wieder ins Schloss zurückgekehrt, doch jetzt fand er keine Spur mehr von diesen Nudeln. Der Schatz „blühte" eben nur auf kurze Zeit, welche der Knabe nicht zu benützen verstand, um zu Reichthum und Wohlhabenheit zu gelangen [1]).

81. Das Fünflire-Stück.

Als eines Tages in der Morgendämmerung ein Kappler durch den Plattiger Wald gieng, gewahrte

[1]) Drei andere Sagen von Schätzen auf oder bei Wiesberg finden sich bei Zingerle, Nr. 588 und 597.

er neben dem Wege ein Häuflein glühender Kohlen. Der Mann dachte bei sich: „Wer mag denn heute so früh schon ein Feuer hier angezündet haben?“ füllte seine Pfeife mit Tabak und legte auf diesen eine solche Kohle. Wie er hierauf weitergieng, bemerkte er zu seiner größten Freude, dass diese Kohle sich in einen „Fünflibr“ verwandelt habe. Rasch kehrte der Mann zurück, um noch die anderen Kohlen zu holen; indes diese waren trotz alles Suchens nirgends mehr zu entdecken [1]).

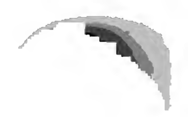
---

82. Die Kornsäcke.

Ein Paznauner Bauer gieng auf dem Heimwege begriffen — ich weiß nicht wann — über die Zamser Innbrücke. Hier standen, wie er zu seinem großen Erstaunen wahrnahm, drei Säcke, von denen der erste mit Weizen, der zweite mit Roggen und der letzte mit Gerste gefüllt war. Der Paznauner dachte sich: „Wer mag etwa diese drei Säcke und zu welchem Zwecke hieher gestellt haben?“ Weil ihm das Getreide überaus gut gefiel, so nahm er von jedem Sacke zur Probe ein Körnchen, steckte dieses in seine Westentasche und gieng seines Weges weiter. Als der Bauer zu Hause angekommen war, so wollte er seinem Eheweibe die schönen großen Körner zeigen, doch siehe, statt deren fand er in der Tasche drei klingende, funkelneue Goldmünzen vor und zwar ein Gold-, ein Silber- und ein Kupferstücklein!

---

[1]) Sonst verwandeln sich Kohlen gern in Gold. Vgl. die Anm. zu Nr. 79.



Da reute es den Bauern fürwahr, dass er nicht mehr Körner aus jenen Säcken mitgenommen, legte nochmals hastigen Schrittes den langen Weg bis zur Zamser Brücke zurück, doch diesesmal standen keine Säcke mehr darauf; die Schätze „blühten“, wie man sagt, nicht mehr [1]).

---

83. Die schöne Frau.

Zwei Mädchen aus St. Anton (Montavon) giengen vor vielen Jahren in den nahen Föhrenwald, um Erdbeeren zu suchen. Beim Pflücken dieser schmackhaften Beeren hatten sie sich allmählich in dem großen Revier so weit von einander entfernt, dass sie sich gar nicht mehr fanden. Da begegnete dem einen eine schöne, hehre Frauengestalt und lud es freundlichst ein, ihr auf die Höhe zu folgen; dort würde es viel Schönes sehen und auch zum Geschenke bekommen. Hierauf gieng sie rasch voran, und das Mädchen eilte ihr nach. Bald darauf blickte sie nach demselben um, ob es ihr wohl nachfolgte. Da bemerkte das Mädchen, dass die anfänglich so schöne und liebenswürdige Frau recht hässlich geworden sei, so dass es gar keinen Gefallen mehr an ihr fand. Die Frau stieg wieder die steile, holperige Halde hinan und das Mädchen ihr nach. Sodann drehte sie sich abermals um und blickte nach dem Mädchen. Jetzt erschien sie diesem geradezu abscheulich, so dass es ein gewaltiges Grauen überkam und es erschrocken zurücklief. Während

---

[1]) Oft erscheinen Schätze als Weizen. Vgl. Zingerle, Nr. 599—601.

dasselbe die Halde hinabeilte, hörte es die Frau unaufhörlich jammern und weinen, dass es, bereits so nahe am Ziele, wo es sie hätte erlösen können, sie noch im Stiche gelassen habe.

---

84. Das schöne Haus.

Eines schönen Tages verfügte sich ein Bauer aus St. Anton mit einem großen Sacke in den nahegelegenen Wald, um Streu zu holen. Als er eine kurze Strecke Weges hinter sich hatte, begegnete ihm eine Frau, die ihn freundlichst anblickte und dringendst ersuchte, mit ihr zu gehen; er brauche sich nicht im mindesten zu fürchten, da ihm nichts Schlimmes widerführe, und was sie ihm zeigen würde, das solle er beherzt als sein Eigenthum betrachten und mitnehmen. Der Bauer folgte der Frau die steile Halde hinauf. Oben angelangt, erblickte er ein großes schönes Haus. Vor diesem blieb die Frau stehen und sagte, er möchte jetzt da eintreten und, was er Schönes darin sehen würde, sich aneignen. Der Bauer betrat unerschrocken das Haus und kam zunächst in ein Zimmer, worin ein freundlich blickendes Mädchen bei einem Tische saß und strickte. Gegenüber stand ebenfalls ein Tisch, den ein großer Haufe Kupferstücke bedeckte. Von hier gieng der Mann in ein zweites, schöneres Zimmer, worin gleichfalls ein etwas lächelndes Mädchen beim Tische saß und nähte. In einer Ecke dieses Zimmers waren eine große Menge blanker Thaler aufgehäuft. Schließlich begab sich der Bauer noch in ein drittes Zimmer, welches an Schönheit und Pracht die

beiden früheren weit übertraf. In demselben stickte ein holdselig lächelndes Mädchen bei einem Tische. In der Nähe stand ein zweiter Tisch, auf dem ungeheuer viele Goldstücke aufgeschichtet lagen. Der Mann fand sofort an diesem funkelnden Gelde den größten Gefallen und sagte voller Freuden zu sich: „All diese Goldstücke will ich in meinen großen Sack geben und nach Hause tragen". Schon war er bereit zuzugreifen, als ihn plötzlich ein gewaltiger Schauer befiel, dass er heftig auffuhr und unverrichteter Dinge aus dem Hause lief. Sofort war dieses weggezaubert, und wie er über die Berglehne hinuntereilte, hörte er die Frau unablässig jammern und seufzen, dass die gegenüberliegende Berglehne wiederhallte[1]).

---

85. Die Schlange mit dem goldenen Schlüssel.

Caspar Caspar, vieljähriger Landbote in St. Gallenkirch, dessen Enkel gegenwärtig noch daselbst leben, begab sich an einem Donnerstage, seinem regelmäßigen Botengange, auf den Weg nach Bludenz, um hier die nöthigen Einkäufe zu besorgen. In der Nähe des Dorfes St. Anton hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er wandte sich um und erblickte vor sich eine schöne Frau. Diese sagte ganz freundlich: „Caspar Caspar, schneide dir in dem Walde hinter dem (erwähnten) Dorfe einen Haselstecken ab und versetze dann mit diesem der Schlange, welche mit einem Schlüssel im Maule du alsbald auf dem Wege treffen wirst, hintereinander drei Schläge.

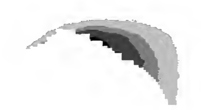
---

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 527.

Dieselbe wird sich allerdings nach jedem Streiche sehr wild und ungestüm geberden; indes sei ohne alle Furcht, es kann dir nicht das geringste Leid zustoßen. Nach dem dritten Streiche, den du jener gibst, läßst sie den Schlüssel aus dem Maule fallen und verschwindet urplötzlich; an ihrer Stelle steht dann auf dem Wege eine Kiste voll Geld, welche dieser Schlüssel öffnet. Bestehst du beherzt die Aufgabe, so soll der Inhalt der Kiste dein Eigenthum sein". So sprach die Frau und verschwand. Der Bote hatte sich in dem nahen Walde eine solche Gerte abgeschnitten und bald darauf auch die genannte Schlange auf dem Wege gefunden. Ohne sich erst zu besinnen, versetzte Caspar Caspar ihr sofort mit der Gerte einen Streich, worauf dieselbe sich sehr ungeberdig zeigte und ihn mit ihren funkelnden Augen grimmig anblickte. Darauf gab der Bote der wilden Schlange einen zweiten Streich. Da bäumte sich diese in ihrer Wuth und schoss zischelnd gegen den armen Mann, als wollte sie ihn vernichten. Auf das hin gerieth der Bote in eine furchtbare Angst und lief, ohne den letzten Streich noch zu wagen, hastig über Stock und Stein davon. Da hörte er die Frau, welche ihm früher begegnet war, bitterlich weinen und wehklagen, dass sie jetzt von neuem wieder so lange leiden müsste, bis abermals ein Mann sich fände, der den gleichen Tauf- und Geschlechtsnamen führte und die vorgelegte Aufgabe auch kühn und unerschrocken löste [1]).

---

[1]) An der Stelle des heutigen Dorfes St. Anton, früher auch Zalanz geheißen, soll in uralter Zeit die üppige Stadt Prazalanz gestanden sein, die, während deren Einwohner sich



86. Der fromme Mann.

Hoch oben über St. Gallenkirch auf dem Nêza stand bis vor kurzem das älteste Haus von der ganzen Gemeinde. Es war bereits erbaut zu einer Zeit, wo noch das ganze Montavon keine einzige Kirche besaß, weshalb seine Bewohner an Sonn- und Festtagen den langen Weg bis nach Bludenz (im Walgau) zum Gottesdienste zurücklegen mussten. Dies war für die entlegeneren hochbetagten Leute, zumal bei großem Schnee im Winter, oft geradezu unmöglich. Das eben erwähnte Haus bewohnte als Eigenthum damals ein gewisser Ginêzer, ein überaus frommer alter Mann. Von diesem weiß die mündliche Überlieferung folgenden wundersamen Zug zu berichten:

Eines Tages — es war an einem Sonntage früh — besuchte den Ginêzer ein fern lebender Bekannter. Jener begrüßte seinen Freund, den er schon seit langem nicht mehr gesehen, aufs herzlichste und hieß ihn in seinem Hause willkommen. Sie nahmen beim Tische platz und erzählten einander die mannigfachen Erlebnisse seit ihrer letzten Zusammenkunft. Wie beide so im besten Gespräche waren, da unterbrach auf einmal der fromme Alte seinen lieben Freund und sagte: „Jetzt müssen wir beten, weil es soeben in der Kirche zu Bludenz zur hl. Wandlung läutet“. Diese Worte

in unmäßiger und frecher Weise der Tanzlust ergaben, durch einen Bergsturz verschüttet wurde. Vgl. hierüber Vonbun - Sander, S. 98 ff. und mit unserer Sage auch Zingerle, Nr. 526, 528, 555 ff. — „Schlangen mit goldenen Schlüsseln begegnen häufig in Schatzsagen“ ebenda, Nr. 300 Anm., 562 f.

klangen dem Besucher doch geradezu unglaublich, weshalb er sogleich entgegnete: „Dies ist doch eine Täuschung von dir; denn von Bludenz, das gewiss 5 Stunden von hier entfernt ist, kannst du es unmöglich läuten hören!“ Hierauf versetzte Ginêzer gelassen: „Drücke deinen rechten Fuß auf den meinigen, dann wirst du das Läuten vernehmen“. Der Freund that, wie ihm Ginêzer befohlen hatte, und sofort hörte er ebenfalls ganz deutlich das Läuten der Bludenzer Glocke.

Inhalt.

Berichtigung.

Seite 36, Anmerkung soll es heißen
„Über Stellen, Festmachen, Bannen“ statt „Über stellen, festmachen, bannen“,
Seite 79, Zeile 8 von oben „mit Beten“ statt „mit beten“.





